1,40 DM / Band 95
Schweiz Fr 1.80 / Österr. S 10.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Die Höllenkutsche



Belgien F 27 / Frankreich F 3,50 / Italien L 650 / Luxemburg F 25 / Niederlande f 1,60 / Schweden kr 4,25 i.m. / Spanien P 60



Die Höllenkutsche

John Sinclair Nr. 95

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 29.04.1980

Titelbild von Manuel Prieto

Sinclair Crew

Die Höllenkutsche

Der alte Mann bebte vor Angst. Sein grauweißer Bart zitterte. Die Augen waren unnatürlich weit aufgerissen. Wie ein Häufchen Elend hockte er auf seinem Stuhl, hob die rechte Hand und knickte den Zeigefinger so, daß er auf mich deutete.

»Noch zehn Minuten bis Mitternacht!« flüsterte er, »dann wird die Höllenkutsche kommen.«

Ich winkte ab. »Mal sehen.«
»Sie nehmen das alles viel zu leicht«, jammerte er. »Wenn Sie erst die Kutsche gesehen haben, dann wird Ihnen das Spotten schon vergehen. Denken Sie an meine Worte. Viele haben gelacht.« Jetzt senkte er seine Stimme. »Und viele haben das Lachen auch verlernt, nachdem sie die Kutsche sahen.«
Bill Conolly stand auf und trat ans Fenster. Mit der rechten Hand hob der die Gardine hoch, einen roten Stoffetzen, der auch als Küchentuch hätte Verwendung finden können. »Nichts zu sehen«, meldete mein Freund.
»Es ist auch noch nicht Mitternacht«, sagte der Alte.
Er hieß Buck Bannister und hatte schlohweißes Haar, das bis auf die mageren Schultern fiel. Vor einigen Jahren noch war er Verwalter der in der Nähe liegenden Burg gewesen, doch als der Besitzer starb, gab auch Buck Bannister seinen Job auf.
Jetzt lebte er in einem kleinen Haus unterhalb der Burg und hatte viel Zeit.
Er hatte als einziger die Höllenkutsche gesehen.
Der Alte war mit seinem Wissen zur Polizei gegangen, und auf irgendwelchen seltsamen Umwegen war der Fall dann auf meinem Schreibtisch gelandet.
Ich fuhr zu Bannister. Bill Conolly nahm ich mit, da Suko in London die Stellung halten mußte. Es hieß, Mr. Grimes, der Ghoul, sei wieder aufgetaucht, und da mußte einer von uns natürlich zur Stelle sein.
Bisher hatten wir weder etwas von Grimes, noch von der Höllenkutsche gesehen. Ich war gespannt, wie es weiterging.
Bill drehte sich um und hob die Schultern. »Nichts, aber auch gar nichts.« Er schüttelte sich. In dem alten Haus war es kalt. Jedoch wesentlich wärmer als draußen, wo eine nahezu sibirische Kälte das Land fast zum Erstarren brachte.
Auch ich rieb mir die Hände. Seit zwei Stunden hockten wir schon in dem kleinen Zimmer und hatten nicht einmal einen Brandy zum Aufwärmen.
Bill tigerte hin und her. Er rauchte eine Zigarette dabei und blies den Rauch gegen die kleine Petroleumlampe.
Ich schaute auf die Uhr.
»Wie lange noch?« fragte Bill.
Ich hob die rechte Hand und spreizte alle Finger.
Bill Conolly nickte.
Der alte Bannister wurde immer nervöser. Er murmelte etwas in seinen Bart, was keiner von uns verstand. Dabei bewegten sich seine Lippen hastig auf und ab, und die Hände hielt er gefaltet.
Ich lächelte ihm aufmunternd zu. Er verstand die Geste falsch. »Sie sollten auch beten, Mr. Sinclair, denn die Höllenkutsche lenkt der Tod

persönlich.«
»Vielleicht der Schwarze Tod?« sprach ich ihn auf meinen Erzfeind hin an.
»Ich weiß es nicht.«
Weitere zwei Minuten waren vergangen. Ich mußte ehrlich gestehen, daß mich der Alte mit seinem Gebrabbel nervös machte. Aber den Mund konnte ich ihm auch nicht verbieten.
Im Zimmer herrschte eine schlechte Luft. Und kein Fenster war offen. Ich bekam langsam Kopfschmerzen.
Noch eine Minute.
»Jetzt müßte sie gleich kommen«, wisperte der Alte.
Ich trat zum Fenster. Bill drückte seine Zigarette aus. Seine Stirn hatte Falten geworfen, bei ihm ein Zeichen, wie sehr er sich konzentrierte.
Ich hob den Arm und griff zum Fensterriegel.
Der Alte sprang auf. »Lassen Sie das, Mr. Sinclair. Um Himmels willen nicht. Sie können doch nicht…«
Ich drehte mich um. »Doch, ich kann.«
»Aber den Anblick der Kutsche kann man nur von weitem ertragen«, flehte er.
Ich deutete auf die Scheibe. »Das Haus liegt nur ein paar Yards von der Straße entfernt. Es ist also nicht weit.«
»Sie verstehen mich nicht«, jammerte er. »Sie wollen mich nicht versteh…«
»Still!« zischte ich.
»Hast du was gehört?« raunte Bill Conolly.
Ich nickte. Jetzt ließ ich mich nicht mehr von dem Alten abhalten und öffnete das Fenster. Es klemmte zwar, aber ich schaffte es dennoch.
Eisige Luft strömte in den Raum. Sie traf uns wie ein Schock.
Ich schaute nach draußen. Gegenüber sah ich den Wald. Die blattlosen Bäume mit ihren knorrigen Ästen und Zweigen sahen aus wie Arbeiten eines modernen Bildhauers, die er mit Puderzucker überstreut hatte. Doch ich wußte, daß es kein Puderzucker war, sondern Eis und Reif. Auch die Erde war knochenhart gefroren, sie dämpfte keine Geräusche. Deshalb hörte ich auch vom Osten her das dumpfe Stampfen.
Pferdehufe!
Verdammt, die Kutsche schien es in der Tat zu geben, denn der alte Bannister hatte auch von zwei pechschwarzen Pferden gesprochen, die sie zogen.
»Bill!«
Mein Freund kam herbei.
»Sie kommt tatsächlich. Hör selbst.«

Bill lauschte.

Die Stimme des alten Bannister unterbrach ihn. »Ich habe es doch gesagt. Ich habe es immer gesagt. Die Kutsche gibt es. Oh, ihr werdet euch noch wundern, das verspreche ich. Ihr werdet Angst…«

»Halten Sie den Mund!« fuhr ich ihn an.

Wir beugten uns aus dem Fenster. Unsere Atemfahnen trafen sich in der klaren Winternacht. Das Getrappel der Hufe wurde lauter. Es steigerte sich und wuchs zu einem Brausen an.

Ich machte den Hals noch länger, schaute nach rechts und sah die gelben Lichter. Sie tanzten hin und her wie Sturmlaternen, die den einsamen Wanderer vor einer Gefahr warnten.

»Mann, John!« flüsterte Bill, »der Alte hat ja recht.«

Ich gab keine Antwort, sondern schwang mich aus dem Fenster, bevor Bill noch protestieren konnte.

Schnell lief ich auf die Straßenmitte. Dort blieb ich stehen.

Die Kutsche kam.

Sie donnerte heran. Die Lichter wurden größer. Ich sah, wie der hellgelbe Schein zwei rabenschwarze Pferde aus der Dunkelheit riß.

Totengäule…

Auf den Köpfen wippten große, ebenfalls schwarze Federbüsche. Vor den Nüstern der Tiere dampfte der Atem. Die Beine wirbelten, die Hufe trommelten über den Boden. Räder quietschten, Lichter schaukelten, das Zaumzeug knarrte.

Auf dem Bock saß er und hielt die Zügel fest umklammert. Ein Mann mit einem Zylinderhut, unter dem ein heller Totenschädel leuchtete, weil das Licht einer Sturmlaterne ihn traf.

Es war ein schauriges Bild, das die Kutsche bot.

Ich starrte ihr entgegen, stand mitten auf der Straße.

Noch fünfzig Yards höchstens…

»John! Weg da!« schrie Bill. Er schaute noch immer aus dem Fenster und beobachtete mich. Ich blieb stehen.

Der Kutscher hob den Arm. Eine Peitsche knallte. Schrill wieherten die Pferde. Das Rasseln der Räder und das Stampfen der Hufe dröhnte in meinen Ohren wie ein höllisches Stakkato.

»John!« Bills Warnschrei übertönte das Stampfen der Hufe.

Noch zehn Yards!

Und der Kutscher machte keinerlei Anstalten, seine Gäule zu zügeln. Im Gegenteil, er feuerte sie weiter an.

Sie würden mich überrennen, ja, sie wollten mich töten.

Ich spannte alle Muskeln und hechtete im letzten Augenblick zur Seite, bevor mich die Hufe der Pferde zu Boden schleuderten und zermalmten.

Die Höllenkutsche jagte an mir vorbei. Ich spürte den Luftzug, und neben mir knallte die Peitschenschnur zu Boden, die der Kutscher

benutzt hatte.

Noch im Sprung warf ich mich herum.

Die Kutsche hatte mich passiert, ich aber wollte nicht aufgeben, sondern sie stoppen.

Ich rannte ihr nach.

Auf der Kurzstrecke brauche ich mich mit meinen läuferischen Leistungen nicht zu verstecken. Natürlich hätte ich bei einer größeren Entfernung keine Chance gehabt, so aber holte ich auf.

Und das nicht zu knapp.

Außerdem erkannte ich noch etwas.

Die Kutsche war beladen.

Zwei Särge standen dicht nebeneinander auf dem Dach und waren mit einem Strick festgezurrt. Zudem entdeckte ich noch eine Trittstufe am Heck der Kutsche. Hier war wohl früher der Diener oder Lakai mitgefahren.

Diese Stufe war mein Ziel.

Noch einmal strengte ich mich an, sprintete schneller – und stieß mich ab.

Rasend schnell flog ich auf die Kutsche zu. Es gelang mir im letzten Moment, die Haltestange zu greifen und mit den Füßen auf der Stufe Platz zu finden. Dann prallte ich mit der Schulter gegen das Holz der Rückwand.

Keuchend stieß ich den Atem aus.

Über mir rumpelten die Särge. Einer schien sich aus der Verankerung gelöst zu haben.

Mit einer Hand hielt ich mich weiterhin fest. Die andere riß ich hoch und faßte nach dem schweren, schwarzen Sarg. Ich stieß ihn hart an, so hart, daß er nach rechts überkippte.

Im selben Augenblick fegte die Kutsche in eine Rechtskurve. Alles ging sehr schnell. Mir gelang es nicht mehr, mich festzuklammern, die Fliehkraft war stärker und riß mich herum.

Ich mußte loslassen, befand mich für Sekundenbruchteile in der Luft und zog den Kopf in den Nacken.

Hart knallte ich zu Boden.

Den Schlag spürte ich bis in den allerletzten Gehirnwinkel, wurde von der Eigengeschwindigkeit noch ein paarmal um die eigene Achse gewirbelt, während die Kutsche in der Ferne verschwand.

Endlich lag ich still. Mit mir jedoch war ein Gegenstand zu Boden gekracht.

Der Sarg!

Und er war so unglücklich gefallen, daß der Deckel aufsprang. Mir taten zwar sämtliche Knochen weh, aber gebrochen hatte ich mir nichts. Ich stemmte mich auf die Knie.

Vom Haus her rannte Bill auf mich zu. Ich sah ihn aus den

Augenwinkeln, dann jedoch starrte ich wie gebannt auf den Sarg, denn aus ihm stieg ein grauenhaftes Geschöpf…

***

Begonnen hatte es mit aufgebrochenen Gräbern. Mal auf einem Friedhof in Soho, dann auf einem in Helborn, danach in Kensington. Die Spur zog sich quer durch London.

Es kam auch schon früher ab und zu zu Grabschändungen. Im Zuge unserer Ermittlungen und der Suche nach Grimes, dem Ghoul, hatten wir Anweisung gegeben, daß solche Fälle sofort gemeldet wurden.

Deshalb trafen die Berichte auch ziemlich schnell ein und landeten auf meinem Schreibtisch.

Dann wurde in Leichenhallen eingebrochen. Auch quer über London verteilt. Einige Leichen sind sogar gestohlen worden. Niemand wußte, was mit ihnen geschah.

Suko und ich hatten jedoch einen Verdacht.

Grimes, der Ghoul.

Für mich bedeutete die Existenz eines Ghouls eine permanente Gefahr für London. Zweimal war er uns entwischt. Einmal in der Horror-Disco und das zweite Mal im dicken Nebel am Ufer der Themse, wo er das alte Spukhaus gekauft hatte.[1]

Ich war mir sicher, daß Grimes wieder aktiv geworden war, deshalb bat ich Suko, die Augen offen zu halten. Er hatte gewissermaßen Bereitschaftsdienst und war mein Vertreter.

Suko saß in seiner Wohnung dicht am Telefon. Er trug seine Einsatzkleidung. Lederhose, Nierenschutz, wollenes Unterzeug und hatte den Helm neben sich liegen. Auch die Jacke hatte er noch nicht übergezogen. Sie bestand ebenfalls aus Leder und war zusätzlich von innen gefüttert.

Shao, Sukos Freundin, trug die gleiche Kleidung. Sie wollte mitfahren wenn irgend etwas geschah. Das lange Haar hatte sie hochgesteckt, wobei die aparten Gesichtszüge noch stärker zum Ausdruck kamen. Auch in der plumpen Lederkleidung wirkte Shao rank und schlank. Als sie sich jetzt streckte und mit beiden Händen ihre Haare ordnete, bot sie ein Bild, das Suko schon gefallen konnte. Deutlich traten Shaos Formen unter der Lederkleidung hervor.

Sie nahm Platz und schlug die langen Beine übereinander. »Glaubst du, daß in dieser Nacht noch etwas passiert?«

Suko hob die Schultern. »Wir müssen zumindest damit rechnen. Wie mir John vor seiner Abfahrt sagte, hat die Polizei die Wachen auf den Friedhöfen verstärkt. Und damit stehen auch die Leichenhäuser unter Beobachtung.«

»Wenn er auftaucht, bekommst du sofort Bescheid?« erkundigte sich die Chinesin.

Suko nickte. »So ist es.«
»Warum mußte John weg?« wollte Shao wissen.
»John ist in die Grafschaft Kent gefahren. Da ist eine Sache passiert, der er nachgehen will.«
»Wichtiger als das hier?«
»Hier ist ja noch nichts passiert«, erwiderte Suko. »Du kannst dich ja so lange hinlegen, wenn du willst.«
Shao schüttelte den Kopf. So heftig, daß sich ein Teil ihrer Haarflut löste.
Suko lachte, während Shao eine Grimasse zog. Sie steckte die Haare wieder zusammen. Der Chinese leerte seine Teetasse.
Er hatte die flache Schale kaum abgestellt, als das Telefon klingelte. Shao schrak regelrecht zusammen, da das schrille Geräusch die Stille zerschnitt.
Suko griff zum Hörer und meldete sich.
Hastiges Atmen. Dann eine Stimme. »Bin ich mit Mr. Suko verbunden?«
»Das sind Sie.«
»Mein Name ist Ken Willard. Ich bin Friedhofswärter am Lambeth Cemetary. Sie… Sie müßten kommen. Es ist dringend. Ich habe eine Gestalt gesehen…«
»Wo genau befindet sich der Friedhof?« fragte Suko.
»Kurz hinter der Brücke. An der Lambeth Road. Und… kommen Sie schnell. Es scheint ernst zu sein.«
»Haben Sie die Polizei benachrichtigt?«
»Nein, das wollte ich noch.« Suko dachte blitzschnell nach. »Lassen Sie das bleiben, Mr. Willard. Oder rufen Sie die Polizei nur dann an, wenn Sie sich unmittelbar bedroht fühlen.«
»Gut.« Er dehnte die Antwort. »Doch machen Sie schnell, Mr. Suko.«
»Geht in Ordnung. Ich werde nicht mit einem Wagen kommen, sondern mit einem Motorrad.«
»All right, ich warte.«
Suko legte auf. »Es geht los«, sagte er zu Shao und erhob sich aus dem Sessel.
Seine Freundin zog bereits den Reißverschluß der wetterfesten Lederjacke zu. »Hast du alles?«
Suko schlüpfte in seine Oberkleidung. Er nickte. »Pistole und Dämonenpeitsche, damit werden wir die Kameraden schon auf Vordermann bringen. Glaub mir.«
»Hoffentlich hast du recht!«
Die beiden verließen die Wohnung und fuhren nach unten in die Tiefgarage, wo Sukos Harley stand. Sie hatte schon manch harten Einsatz hinter sich und den Chinesen noch nie im Stich gelassen. Die Maschine glänzte, als wäre sie frisch lackiert worden.

Shao stieg hinter ihrem Freund aufden Sozius und klappte das Helmvisier nach unten.
Suko startete.
Der Motor röhrte auf. Das Echo schallte von den kahlen Wänden der Tiefgarage wider.
Der Chinese fuhr einen Bogen und bog dann in die gewundene Auffahrt ein. Das Tor ließ sich von innen öffnen und klappte hinter den beiden wieder automatisch zu.
Sie fuhren hinaus in die eiskalte Winternacht.
Um diese Zeit herrschte zum Glück nicht viel Betrieb. Die Luft schien vor Kälte erstarrt zu sein. Zum Glück waren die Straßen trocken. Nur in den Rinnsteinen glitzerte hin und wieder eine Eisschicht.
Suko fuhr in Richtung Westen. Er und Shao lagen fast auf der schweren Maschine, die eine dicke Abgasfahne hinter sich herzog. Trotz der warmen Kleidung merkten sie die Kälte doch, und Shao klammerte sich eng an ihren Freund.
Der Chinese fuhr schnell. Er überholte die meisten Wagen und hatte auch das Glück, bei den Ampeln eine Grünphase zu erwischen.
Sie fuhren zwischen Westminster Abbey und den Houses of Parliament entlang und erreichten am Victoria Tower Garden die Auffahrt zur Lambeth Bridge.
Eine Lampe leuchtete und warnte vor Glatteis.
Suko fuhr langsamer.
Dann rollten die beiden Räder der Harley über die Brücke. Auf der Fahrbahn glänzte ein dünner Eisfilm. Unter ihnen gurgelte die Themse. Über dem Wasser lag ein leichter Dunst, der nach oben stieg, sich auf die Brücke legte und zu Eis gefror.
Das waren die tückischen Fallen für alle Autofahrer.
Suko senkte die Geschwindigkeitnoch mehr, da er merkte, daß das Hinterrad nicht richtig greifen wollte.
Nach der Abfahrt konnte er wieder ein wenig mehr aufdrehen und fuhr in die Lambeth Road.
Allerdings nur wenige hundert Yards, dann bog er nach rechts ab in die wesentlich schmalere Lambeth High Street, denn dort lag auch der Friedhof.
Er gehörte noch zu den älteren. Eine hohe Steinmauer friedete ihn ein. Schilder wiesen den Weg zum Haupteingang.
Die Straße lag in völliger Ruhe. Das Geknatter der Harley kam Suko wie eine Störung vor.
Sie erreichten den Haupteingang.
Ein hohes Gittertor unterbrach den Steinwall. Rechts lag das Leichenhaus. Dahinter der Friedhof. Wie dunkle, kahle Skelette wirkten die blattlosen Bäume, zum Teil vereist, und vom Sternenlicht umschmeichelt.

Suko hielt vor dem Tor. Er nahm den Helm ab und drehte sich zu Shao um. »Nimm du die Lampe mit.«

Shao nickte.

Hinter zwei Fenstern der Leichenhalle brannte Licht. Suko sah ein Gesicht an der Scheibe und hob die Hand.

Das Gesicht verschwand. Sicherlich atmete Ken Willard jetzt auf.

Er kam sehr schnell, schloß eine Seitenpforte auf und ließ die beiden ein.

»Bin ich froh, daß Sie gekommen sind«, stöhnte er.

Suko stellte seine Maschine ab, zog die Handschuhe aus und begrüßte den Mann.

Dessen Händedruck war schlaff. Willard zitterte vor Angst. Er war nicht mehr der Jüngste. Suko schätzte ihn auf mindestens sechzig Jahre. Von seinem Gesicht war nicht viel zu sehen, da der hochgestellte Mantelkragen das meiste verdeckte.

Ihre Helme legten Suko und Shao auf die Maschine. Dann wandte sich der Chinese an den Friedhofswärter. »Nun berichten Sie mal, Mr. Willard, was Sie alles gesehen haben.«

Willard nickte und schaute Shao dabei erstaunt an.

»Das ist meine Begleiterin«, erklärte Suko.

»Natürlich, entschuldigen Sie. Also das war so. Ich mache doch immer meine Runden, fange am alten Teil des Friedhofs damit an und gehe dann zum neuen Teil, wo auch die frischen Gräber liegen. Und da hörte ich das Geräusch.«

»Welcher Art?«

Ken Willard hob die Schultern. »Kann ich auch nicht so genau sagen. Es war mehr ein Scharren und Schleichen. Ich ging näher, schaute nach, denn vor den Toten braucht man ja keine Angst zu haben. Aber von wegen Tote. Da war jemand höchst lebendig. Als er mich sah, verschwand er. Ich bin dann zu der Stelle hingelaufen, wo ich ihn zum erstenmal gesehen habe. Und was soll ich Ihnen sagen? Der Kerl hat doch tatsächlich versucht, ein Grab auszuheben. Ein frisches Grab. Ich muß ihn dabei gestört haben.«

»Mehr ist nicht geschehen?« fragte Suko.

»Oh doch. Das war erst der Anfang. Ich suchte den Friedhof ab, sah aber nichts. Danach ging ich wieder zurück. Ich habe mein Zimmer hier in der Leichenhalle und wollte gerade meinen Bericht schreiben, als ich die Schritte innerhalb der Halle hörte.«

»Haben Sie nachgeschaut?«

Ken Willard nickte.

»Und?«

»Ich sah auch einen Kerl.«

»Können Sie ihn beschreiben?«

»Ja, das heißt nein. Er hatte auf jeden Fall einen Hut auf dem Kopf.

Das habe ich ganz deutlich in seinem Schattenriß erkannt. Der Hut war ziemlich steif.«

»Könnte es ein Bowler gewesen sein?«

Ken Willard nickte heftig. »Ja, ja.«

Suko zog die kalte Luft durch die Nasenlöcher ein. Dieser Bowler war praktisch das Markenzeichen von Grimes, dem Ghoul. Man sah ihn, wenn man ihn überhaupt zu Gesicht bekam, eigentlich nur mit dieser Kopfbedeckung.

Er war also da.

Suko ertappte sich dabei, wie er sich umschaute, doch Grimes war nicht zu sehen.

»Er ist rasch verschwunden, als ich ihn zum zweitenmal sah«, erklärte der Friedhofswärter. »Und dann habe ich Sie angerufen, weil ja dieses Rundschreiben gekommen ist.«

»Er war also in der Leichenhalle!« stellte Suko fest. »Haben Sie darin einen Toten aufbewahrt?«

»Zwei sogar. Morgen finden Beerdigungen statt.«

»Kann ich die Toten einmal sehen?«

»Wenn Sie unbedingt wollen.« Willard schaute den Chinesen erstaunt an. »Ich wüßte allerdings nicht, was Sie sich davon versprechen, Mister.«

»Lassen Sie das meine Sorge sein.«

»Bitte.« Willard machte kehrt und ging vor.

Shao und Suko folgten ihm.

»Hast du einen Verdacht?« flüsterte Shao.

»Ja.«

»Welchen?«

»Warte ab.«

Sie betraten die Leichenhalle. Es roch nach Bohnerwachs und Weihrauch. Ein breiter Gang teilte das Gebäude genau in der Mitte. Rechts und links befanden sich die Warteräume für die Trauergäste. Ein Kranz lag noch auf dem Boden.

Willard schritt zügig vor. Er passierte eine Doppeltür. Dahinter lag die Trauerhalle. Die Toten selbst wurden in einem kleinen Anbau aufbewahrt, der sich an die Leichenhalle anschloß.

Vor einer Tür blieb Willard stehen.

»Ist die verschlossen?« fragte Suko.

»Nein. Leichen stiehlt ja keiner.«

»Das sagen Sie.«

Willard schloß auf und machte Licht. Suko bedeutete Shao, draußen zu warten, während er selbst die Schwelle übertrat.

Zwei Särge standen auf dem Steinboden.

Und einer war offen. Der Deckel lag daneben.

»Das gibt es doch nicht!« flüsterte Willard.

Suko drängte sich an dem Mann vorbei. Es roch nach Desinfektionsmitteln. Schritt für Schritt ging der Chinese vor. Sein Gesichtsausdruck war wie aus Stein gehauen. Kein Muskel regte sich.

Dann stand er neben dem Sarg.

Suko senkte den Blick.

Die männliche Leiche lag auf der Seite. Suko packte das nackte Entsetzen. Jemand hatte sich an dem Toten zu schaffen gemacht…

***

Der Sarg befand sich nur ein paar Schritte vor mir, so daß ich trotz der herrschenden Dunkelheit alles mitbekommen konnte. Aus der pechschwarzen Totenkiste stieg ein Werwolf!

Ein grauenerregendes Geschöpf mit dunklem, zottigen Pelz, einem breiten Kopf, einer vorn spitz zulaufenden Schnauze und einem mörderischen Gebiß.

Er schaute sich um, sah mich, und ich blickte in seine gelben, leuchtenden Raubtieraugen.

Wir fixierten uns.

Mensch und Bestie.

Dann stieß er ein drohendes Knurren aus, öffnete weit sein Maul, und ich sah die spitzen Reißzähne blitzen.

Würde er mich angreifen?

Meine Hand verschwand unter dem Mantelaufschlag. Ich zog die mit Silberkugeln geladene Beretta, schoß aber noch nicht, sondern wartete erst einmal ab.

Bill Conolly war nicht mehr weitergelaufen, sondern stehengeblieben. Auch er hatte gezogen und zielte mit seiner Waffe auf die struppige Bestie.

Der Werwolf befand sich im Kreuzfeuer.

Er besaß keine Chance.

Er hatte sich aufgerichtet, legte den Kopf in den Nacken und schaute zum sternenklaren Himmel hin, an dem auch ein aufgehender Mond stand und mit seinem silbrigen Licht die Erde umwebte.

Sekundenlang saugten wir das schaurigschöne Bild in uns hinein. Dann stieß der Wolf einen klagenden Ton aus und heulte den Mond an. Es war ein Laut, der weit über das erstarrte Land schwang und als Echo irgendwo endete.

»Willst du schießen, John?« hörte ich Bills Stimme.

Ich schüttelte den Kopf.

Der Wolf hatte ebenfalls die Frage vernommen. Er sackte plötzlich zusammen und schlug dabei mit den Pranken in die Luft.

Dann startete er.

Aber er hatte sich nicht mich als Ziel ausgesucht, sondern meinen Freund Bill Conolly.

Und die Bestie war schnell. Sie jagte auf den Reporter zu, der erst eine Schrecksekunde zu überwinden hatte, dann aber feuerte.

Zwei Schüsse krachten so dicht hintereinander, daß sie sich wie einer anhörten.

Bill sprang gleichzeitig zur Seite und auch zurück.

Doch der Werwolf war schlau. Er schlug genau in dem Augenblick einen kurzen Bogen, als die Schüsse aufpeitschten, so daß die beiden geweihten Silbergeschosse zwischen seinem Kopf und der rechten Schulter vorbeipfiffen.

Zu einem dritten Schuß kam Bill Conolly nicht mehr. Der Werwolf warf sich auf ihn.

Mir blieb fast das Herz stehen, als ich Bills Körper unter dem der Bestie verschwinden sah.

Ich fuhr herum, die Beretta machte die Bewegung mit, doch ich konnte nicht schießen. Die Gefahr, meinen Freund zu treffen, war zu groß.

Ineinanderverkrallt rollten sie über die Straße und näherten sich immer mehr deren Rand. Ich hörte das grollende Fauchen der Bestie. Heiße Atemwolken dampften auf, Bill schrie und fluchte.

Ich startete.

Der Werwolf schien zu ahnen, daß er zwei Gegnern nichts entgegenzusetzen hatte. Er sprang plötzlich hoch, wobei er meinen Freund gepackt hielt, und er schleuderte mir Bill Conolly entgegen.

Ich befand mich in vollem Lauf, konnte nicht mehr ausweichen, und so prallte der Reporter gegen mich.

Beide stürzten wir zu Boden.

Diese Zeitspanne nutzte der Werwolf aus. Er sprang in den schmalen Straßengraben und war in den nächsten Sekunden im dahinter beginnenden Gestrüppgürtel verschwunden.

»Shit auch!« fluchte Bill, als er auf die Füße kam. Sein Mantel war zerrissen, auch blutete er im Gesicht. Die Pranken der Bestie hatten ihre Spuren hinterlassen.

Ich nickte meinem Freund zu. »Los, wir dürfen ihn nicht entkommen lassen!«

»Den kaufe ich mir!« knurrte Bill.

»Langsam, er ist gefährlich.« Ich sprang schon über den Graben und drang in den Gebüschgürtel ein. Es war zu hören, welchen Fluchtweg der Werwolf nahm. Knackende Äste und Zweige zeugten davon. Wenn das hartgefrorene Holz brach, hörte es sich an wie ferne Schüsse.

Wir wußten, daß ganz in der Nähe ein kleiner See lag. Und der war um diese Jahreszeit zugefroren. Wenn der Werwolf die Richtung beibehielt, mußte er zwangsläufig auf den See stoßen.

Ich rannte voran. Mit beiden Händen schaufelte ich mir den Weg frei. Die Beretta hatte ich in die Manteltasche gesteckt, sie wäre mir

momentan nur hinderlich gewesen.

Die trockenen Äste knackten und brachen. Auf der Rinde glänzte die Eisschicht.

Zum Glück war die Nacht so hell, daß wir sehen konnten, wohin wir liefen.

Das Gestrüpp wurde niedriger. Unter unseren Füßen knackte Eis. Ein Zeichen, daß wir uns bereits in Wassernähe befanden und einige Pfützen hart gefroren waren.

Wenige Schritte später begann der Schilfgürtel.

Er sah in der Dunkelheit aus wie eine unüberwindliche Wand. Aber wir mußten durch, denn der Werwolf hatte es auch geschafft. Die Bestie wollte ich nicht entkommen lassen. Sie stellte eine Gefahr für die in der Nähe lebenden Menschen da.

Auch die hohen Schilfrohre waren gefroren. Sie wirkten wie widerspenstiges Astwerk. Bei normalen Witterungsbedingungen wären wir schon längst durch Wasser gelaufen, so aber bewegten wir uns auf dem Eis weiter.

Vor uns hörten wir den Werwolf. Er warf sich mit Brachialgewalt durch den Schilfgürtel. Das Ungeheuer wollte tatsächlich auf den zugefrorenen See hinaus. Glaubte er wirklich, dort noch eine Chance zu haben?

Ich war gegenteiliger Meinung. Auf dem See gab es keinerlei Deckung. Die Bestie war uns praktisch ausgeliefert. Viel schneller als wir war der Werwolf auch nicht.

Die Arme hatte er halb erhoben, während wir uns durch den Schilfgürtel kämpften.

Hinter mir schimpfte Bill Conolly. Wütend brach ich die Rohre weg, knickte sie und schaffte uns so freie Bahn.

Schließlich hatten wir den Gürtel hinter uns.

Vor uns breitete sich die gefrorene Oberfläche des Sees aus. Das Eis glitzerte im herabfallenden Sternenlicht, als lägen Millionen von Diamanten auf der Fläche. Es war ein grandioses Bild. Normalerweise hätte es mich sicherlich fasziniert, so aber hatte ich nur Augen für den Werwolf.

Deutlich hob sich seine hohe Gestalt von der Oberfläche des zugefrorenen Sees ab.

Er rannte, was jedoch schwierig war, denn das Eis war glatt. Und auch der Werwolf hatte Mühe, sein Gleichgewicht zu halten, ebenso wie wir, denn zuvor hatten wir uns noch an den Schilfstangen festklammern können. Nun gab es nichts.

»Jetzt müßte man Spikes haben!« kommentierte Bill hinter mir und schimpfte, weil er ausgerutscht war.

Ich warf einen Blick zurück.

Bill lag auf dem Hinterteil und mühte sich, wieder hochzukommen.

»Los, mach schon. Ich will hier keine Wurzeln schlagen.« Ich bewegte mich weiter vor. Bewegen ist der richtige Ausdruck, denn gehen konnte man nicht. Ich ruderte mit den Armen, um das Gleichgewicht zu halten und schleifte mit den Sohlen über die dicke, zugefrorene Eisschicht. Ich fragte mich, was geschehen würde, wenn uns das Eis nicht hielt.

Eine Katastrophe…

Der Werwolf hatte seinen Vorsprung vergrößert. Er kam auf der glatten Fläche doch besser voran als wir. Manchmal heulte er schaurig auf. Dieses die klare Winternacht durchschneidende Geräusch erzeugte bei mir immer wieder eine Gänsehaut.

Mehr stolpernd als gehend bewegten wir uns auf die Seemitte zu.

Ich warf einen Blick zurück.

Etwa zwei Yards hinter mir versuchte Bill Conolly sein Glück. Er hatte die Beretta gezogen. »Sollen wir es nicht doch einmal versuchen?« fragte er keuchend.

Ich schüttelte den Kopf. »Es hat keinen Zweck, Bill. Die Entfernung ist für einen sicheren Schuß viel zu groß.«

»Shit auch, und sie wird immer größer.«

Da hatte der Reporter recht.

Der Vorsprung des Werwolfs betrug etwa dreißig bis vierzig Yards. Und er vergrößerte sich von Sekunde zu Sekunde.

Es war bitterkalt. Fast gefror uns der Atem an den Lippen. Mein Gesicht spürte ich gar nicht mehr. Fast konnte man glauben, das Blut sei gefroren.

Obwohl meine Hände in Handschuhen steckten, waren auch die Finger steif. Ich bewegte sie, um die Blutzirkulation in normalen Bahnen zu halten.

Und weiter ging es.

Längst lag das Ufer hinter uns. Der Schilfgürtel war nur noch als graue Wand zu erkennen.

Wie groß der See war, das wußte ich nicht. Über die Ausdehnung hatte mirder alte Bannister nichts gesagt. Ich wußte nur, daß es diesen See gab.

Auf einmal verlor der flüchtende Werwolf sein Gleichgewicht. Er konnte sich auch nicht fangen und fiel zu Boden. Bevor er wieder auf den Beinen stand, hatten wir aufgeholt.

»Jetzt geht es ihm an den Kragen«, frohlockte Bill. Er hatte den Kampf noch nicht vergessen.

Doch Bill freute sich zu früh. Der Werwolf fing sich, er heulte und fauchte in unsere Richtung, bevor er weiterlief.

Unser Atem ging keuchend. Die Verfolgung zerrte an der Kondition. Die kalte Luft stach in den Lungen, und das rechte Nasenloch war mir fast zugefroren. Langsam glaubte ich, daß wir ihn auf dem See nicht

mehr packen konnten. Vielleicht erst dann, wenn er das Gewässer überquert hatte.

Mist auch.

Das Schicksal meinte es gut mit uns.

Es begann damit, daß der Werwolf taumelte. Deutlich sahen wir es im Gegenlicht des Mondes. Die Bestie riß beide Arme hoch, fuchtelte mit den Pranken und kippte zur Seite.

Plötzlich sahen wir nur noch den oberen Teil des Körpers.

Bill sprach genau das aus, was ich dachte. »Mensch, John, ein Loch im Eis.«

In der Tat.

Der Werwolf war etwa in der Seemitte eingebrochen. Wieso sich dort ausgerechnet das Eis brüchig zeigte, wußte ich auch nicht. Es war mir auch egal. Hauptsache, der Werwolf konnte nicht mehr weiter.

Er heulte wütend und ängstlich.

Wir gingen jetzt vorsichtiger.

Auch ich zog meine Beretta.

Die Bestie hatte sich mit beiden Pranken links und rechts des Lochs aufgestützt. Dabei war es durchaus fraglich, ob das Eis ihr Gewicht auch halten würde. Danach sah es nämlich nicht aus.

Wir hörten das Splittern und Knacken, als das Eis an der Bruchstelle weiter einbrach.

»Jetzt ist es aus mit ihm!« keuchte Bill.

»Fließendes Wasser tötet Vampire«, gab ich zu bedenken. »Bei Werwölfen bin ich mir da nicht sicher.«

»Dann müssen wir schießen?«

Ich nickte.

Jetzt waren wir auf Schußnähe herangekommen.

Ich ging in die Knie, hob meinen rechten Arm und zielte genau.

Bill hockte neben mir. »Zwei Schüsse sind sicherer«, sagte er leise.

Der Werwolf hatte sich gedreht und schaute uns jetzt direkt an. Wir sahen seine gelben Augen leuchten. Wie zwei eiskalte Sterne.

»Los, schieß!« sagte Bill.

Ich zögerte noch. Eigentlich wollte ich die Bestie nicht töten, sondern nur verletzen. Denn der Werwolf sollte mir noch einige Informationen liefern.

Das Schicksal wollte es anders.

Plötzlich brach die Bestie ein.

Im gleichen Augenblick feuerten wir. Es war ein Reflex, mehr wohl nicht.

Unsere Waffen krachten. Geweihte Silberkugeln rasten aus den Läufen, trafen die Bestie und schleuderten sie zurück.

Ich hatte auf die Schulter gehalten, doch durch die hastige Bewegung drangen die Geschosse in seinen Schädel.

Das hielt der Werwolf nicht aus. Zudem stürzte das Eis ein, und die Bestie verschwand.

Blitzschnell sackte sie ab und war nicht mehr zu sehen.

Ich lief vorsichtig auf das Loch zu. Denn diese Fallen sind verdammt tückisch. In einem Umkreis von sicherlich zwei Yards war das Eis längst nicht mehr so hart wie an den übrigen Stellen des Sees. Deshalb mußten wir aufgeben.

Als es unter meinen Füßen knirschte, blieb ich stehen.

Bill schlidderte heran und stoppte neben mir. Beide wußten wir, was wir zu tun hatten.

Vorsichtig gingen wir auf die Knie und machten uns dann lang. Mit ausgebreiteten Armen und Beinen robbte ich etwas näher an das Loch heran.

Abrupt verharrte ich auf der Stelle, denn meinen Augen bot sich ein schauriges Bild.

Der Werwolf war durch den Auftrieb des Wasser hochgedrückt worden, bis dicht unter die Eisfläche. Da diese durchsichtig war, sahen wir ihn, wie er von einer geringen Strömung abgetrieben wurde.

Die Bestie lebte noch. Sie schlug mit den Pranken unter die dicke Eisschicht, versuchte verzweifelt, sich zu befreien. Das Maul war weit aufgerissen, wir sahen die nadelspitzen Zähne, und Luftblasen perlten dem Eis entgegen.

Dann sackte die Bestie ab. Das Fell hatte sich mit Wasser vollgesaugt.

Es war vorbei.

Zudem hatten unsere Silberkugeln seinem Leben ein Ende gesetzt.

Wir rutschten wieder zurück und halfen uns gegenseitig beim Aufstehen.

Bill schüttelte den Kopf. »Mann, das war ein Ding.«

Ich atmete tief ein. »Ja, er ist tot«, sagte ich.

»Bedauerst du das?« fragte Bill.

»In etwa schon. Ich hätte ihn lieber unverletzt gehabt, um ihm Fragen stellen zu können. Vielleicht hätten wir das Rätsel der Höllenkutsche dann lösen können.«

Wir mußten wieder zurück. Ebenso vorsichtig wie auf dem Hinweg traten wir auch den Rückzug an. Es war mehr ein Schliddern, aber wir erreichten unbeschadet den Schilfgürtel am Rand des Gewässers.

Wieder mußten wir uns den Weg freibrechen. Schließlich hatten wir wieder festen, knochenhart gefrorenen Boden unter den Füßen und atmeten auf.

»Wohin?« fragte Bill.

»Zurück zum alten Bannister.«

Wir gingen hin. Der Bentley parkte vor dem Haus. Er war von einer dicken Eisschicht bedeckt.

Bill klopfte auf das Dach. »Hoffentlich springst du auch an«, meinte

er.

»Das tut er«, erwiderte ich überzeugt.

Der alte Bannister stand in der Haustür und klapperte vor Kälte mit den Zähnen. Aus großen Augen schaute er uns entgegen. »Daß ich Sie noch einmal wiedersehe«, flüsterte er.

»War doch klar – oder?« meinte Bill. »Werwölfe verspeisen wir normalerweise zum Frühstück.«

Buck Bannister hob den Zeigefinger und bewegte ihn hin und her. »Sie sollten nicht spotten, Mister. Nein, das sollten Sie wirklich nicht. Mit den Mächten der Hölle ist nicht zu spaßen.«

Das wußten wir längst.

Wieder betraten wir das kleine windschiefe Haus, in das die Kälte durch alle Ritzen kroch. Wir nahmen auf den klobigen Stühlen Platz und baten auch den Alten, sich hinzusetzen.

Er kam der Aufforderung nach.

Bill sprach ihn an. »Sagen Sie mal, Mr. Bannister, haben Sie eigentlich nichts zu trinken im Haus?«

Ohne auf die Frage einzugehen, wandte sich der Alte an mich. »Ist die Bestie tot?«

Ich nickte. »Sie ist auf den See geflüchtet und dort in das Eis gebrochen.«

Buck Bannister schlug hastig ein Kreuzzeichen. »Dann ist es gut. Nun bin ich zufrieden.«

»Wir aber nicht«, sagte Bill und zog die Nase hoch. »Haben Sie wirklich keinen Schnaps. Wir bezahlen auch.«

»Sir, Sie beleidigen mich. Auch wenn ich arm bin, meinen Gästen biete ich etwas an…«

Bill Conolly lächelte. »Entschuldigen Sie. Es war nicht böse gemeint. Aber wir haben einiges hinter uns.«

»Schon vergessen.« Der Alte stand auf und verließ den Raum.

Wir zogen unsere Mäntel aus.

Als Buck Bannister zurückkehrte, hielt er eine fast gefüllte Flasche mit einer wasserklaren Flüssigkeit in der rechten Hand und brachte auch drei Gläser mit. Um sie besser tragen zu können, hatte er sie sich kurzerhand über die Finger gestülpt.

Er drehte die Hand um, und die Gläser standen auf dem Tisch. Die Flasche stellte er daneben.

Ich zeigte darauf. »Was ist darin?«

Der Alte lächelte pfiffig. »Lassen Sie sich überraschen, Gentlemen. Ein Selbstgebrannter. Er wird Ihnen schmecken.« Bannister zog den Korken aus der Öffnung und füllte die drei Gläser bis zum Rand.

»Nicht so viel«, rief Bill.

»Sie hatten doch den größten Durst.« Das zu sagen, konnte der Alte sich nicht verkneifen.

Ich mußte grinsen.

Wir griffen nach den Gläsern, prosteten uns zu und tranken.

Ich war bei solch unbekannten Schnapssorten immer vorsichtig und nippte nur, während der Alte sich das Zeug in die Kehle schüttete und Bill es ihm nachmachte.

Zwei Herzschläge später veränderte sich mein Freund. Er rollte mit den Augen, öffnete den Mund, schnappte nach Luft und ließ sich nach hinten gegen die Lehne kippen. Schweiß trat trotz der herrschenden Kälte auf seine Stirn. Er stieß undefinierbare Geräusche aus, die mich manchmal an das Krächzen von Raben erinnerten. Wild schüttelte er den Kopf, rutschte auf seinem Stuhl hin und her und spie zu Boden.

»Was ist?« fragte ich. »Hast du dich übernommen?«

Bill wollte antworten, er konnte aber nicht. Der Schnaps schien ihm die Stimme geraubt zu haben.

»Wie gesagt, es ist Selbstgebrannter«, meinte der Alte. Dabei lächelte er spitzbübisch.

Nach einer Minute fand Bill Conolly die Sprache wieder. »Teufel, ich habe ja schon viel getrunken, aber so etwas noch nicht«, gurgelte er. »Das… das darf doch nicht wahr sein. Lieber Himmel, ich werde noch wahnsinnig. Mein Gott, was haben Sie mir da nur gegeben? Schwefelsäure?«

»Nein, aber der Bärentöter hat achtzig Prozent.«

Bill nickte. »Bärentöter, das ist der richtige Ausdruck.« Er holte tief Luft. »Pfui Spinne.«

»Du mußt ja immer so gierig sein«, grinste ich.

Bill blickte mich an, als wollte er mich verprügeln.

»Gleich wird es Ihnen besser gehen«, meinte Buck Bannister. »Es ist nur der erste Schock.«

Nach einigen Minuten hatte sich der Reporter tatsächlich erholt. Er lachte sogar wieder. »Der Schnaps ist gut. Sie müssen mir mal das Rezept verraten, Mr. Bannister.«

»Aber erst nachdem er uns einige Fragen beantwortet hat«, sagte ich und schaute den Alten an. »Meiner Ansicht nach wissen Sie mehr über diese Höllenkutsche. Stimmt’s?«

Der Alte lächelte. »Möglich. Aber fragen Sie nur, Mr. Sinclair. Wir werden schon sehen…«

***

Der Friedhofswärter neben Suko stieß einen erstickt klingenden Laut aus. Er hatte sich zu weit vorgewagt, in den Sarg geschaut und das Schreckliche gesehen. Röchelnd brach er zusammen.

Suko fing ihn auf, bevor er endgültig zu Boden schlagen konnte.

Shao stand noch am Eingang. Sie machte einen Schritt nach vorn. Suko schrie sie an.

»Bleib da!«
Shao verharrte abrupt.
Suko schleifte den Friedhofswärter aus der Halle. Dann schloß er die Tür.
»Was war?« fragte Shao.
Der Chinese wischte sich über die Stirn, auf der ein dicker Schweißfilm lag. Er konnte Shao nicht direkt die Wahrheit sagen, es war zu schrecklich.
»Der Ghoul war tatsächlich hier.«
Das Mädchen nickte. »Schon gut, ich verstehe dich.«
Ein schweres Seufzen erklang vom Boden her. Der Friedhofswärter kam wieder zu sich.
Suko reichte ihm die Hand. »Können Sie aufstehen, Mr. Willard?«
»Ich… ich werde es versuchen.«
Der Chinese zog ihn in die Höhe. Willard mußte sich an die Wand lehnen, so mies ging es ihm.
Er wollte sich entschuldigen, doch Suko winkte ab. »Mir wäre es fast ebenso ergangen«, sagte er.
Willard lächelte.
Suko deutete auf die Tür. »Schließen Sie ab, es ist besser so. Und wir müssen die Polizei benachrichtigen.«
»Ja, ja.« Der Mann war noch immer völlig durcheinander.
»Was machen wir?« fragte Shao.
»Vielleicht ist dieser Grimes noch in der Nähe«, antwortete Suko. »Wir müssen ihn suchen.«
»Auf dem Friedhof?«
»Natürlich.«
»Mein Gott, das ist gefährlich«, flüsterte die Chinesin. »Ich weiß nicht, ob…«
»Laß das bitte meine Sorge sein. Wenn du willst, kannst du bei Mr. Willard bleiben.«
»Nein, nein ich gehe mit dir.«
»Und Sie?« wandte sich der Chinese an den Friedhofswächter.
»Ich schließe mich in meiner Bude ein und rufe die Polizei an.«
Suko schüttelte den Kopf. »Das mache ich. Allerdings später, nachdem ich den Friedhof durchsucht habe. So lange bleiben Sie in Ihrem Zimmer.«
Ken Willard war einverstanden.
Sie verließen das Leichenhaus. Der Friedhofswärter zitterte noch immer. Er hatte angenommen, abgebrüht zu sein, doch nun merkte er, daß dies nicht der Fall war.
Bevor Suko und Shao gingen, hielt er den Chinesen am Ärmel fest. »Sind Sie denn überzeugt, daß dieser Ghoul nicht stärker ist als Sie?«
»Ja.«

Mit dieser Antwort ließen Suko und Shao den Mann stehen und gingen ihrer Wege.

Vor der Leichenhalle gab es einen großen, mit Kies bestreuten Platz. Von ihm führte auch der Hauptweg ab, der den kleinen Friedhof praktisch in zwei Hälften teilte.

Rechts lag der alte Teil, links der neue mit den frischen Gräbern. Die meisten kaum älter als ein Jahr. Und dort war der Ghoul gesehen worden.

Suko und Shao wandten sich nach links.

Sie gingen sehr langsam. Shao blieb einen halben Schritt hinter Suko. Beide beobachteten sie die Grabreihen rechts und links des Weges. Auf dem alten Teil des Totenackers wuchsen hohe Trauerweiden, deren Zweige Dächer bildeten, die an Kuppeln erinnerten. Jeder Zweig oder Ast war mit einer dünnen Eisschicht bedeckt, ebenso die Grabkreuze- und steine auf dem anderen Teil des Friedhofes.

Es war still.

Keine Tierstimme, kein Laut, kein Blätterrascheln, nur die Schritte der beiden Menschen auf dem gefrorenen Boden.

Eine unheimliche Atmosphäre.

Suko blieb stehen.

»Was ist?« wisperte Shao.

Ihr Freund deutete auf den schmalen Weg, der in die Grabreihen hineinstach. »Den nehmen wir.«

Sie gingen in die Richtung. Buschwerk friedete das Gräberfeld ein. Die harten Zweige streiften ihre Beine. Die Gräber hier waren zum Teil eingesunken. Sie mußten erst noch nachbearbeitet werden. Überhaupt war es schwierig, bei dieser Kälte ein Grab zu schaufeln. Suko wußte, daß manch letzte Ruhestätte in den Boden gesprengt wurde.

Es war noch gar nicht so lange her, da hatte Suko auch auf einem Friedhof gestanden, wo es dann zu einer schicksalhaften Begegnung mit Myxin, dem Magier, gekommen war.[2] Irgendwie wurde Suko jetzt an den Fall der Schattenfresser erinnert.

»Wo ist es denn gewesen?« fragte Shao leise.

Der Chinese hob die Schultern. »Keine Ahnung. Irgendwo auf dem neuen Teil.«

»Wir sollten zu den frischen Gräbern gehen«, schlug Shao vor. Sie tippte Suko auf die Schulter und deutete mit einer Hand nach rechts. »Ich glaube dort.«

Der Chinese strengte seine Augen an. Shao hatte recht. Jetzt sah auch er die frisch aufgeworfenen Hügel.

»Komm«, sagte er nur.

»Ich habe Angst«, flüsterte Shao.

Suko lächelte. »Das brauchst du nicht. Ich bin ja bei dir.«

»Trotzdem. Da in dem Sarg. Du… du hast mich ja nicht näher herangehen lassen, aber es muß schlimm gewesen sein.«

Der Chinese gab keine Antwort. Die ganze Wahrheit konnte er Shao nicht sagen. Am besten war es, wenn auch er sie aus seinem Kopf verdrängte. Für ihn stand nur fest, daß Grimes, der Ghoul, gefunden werden mußte, bevor er noch weiteres Unheil anrichtete. Der Blick in den Sarg hatte Suko genügt. Jetzt wurde auch ihm klar, daß manche Ghouls selbst von Dämonen gemieden wurden.

Sie erreichten eine Reihe frischer Gräber. Die Erdhügel waren gefroren. Kränze und Blumen knisterten vor Eis. Dicker Reif lag auf den Tannenzweigen.

Bei den ersten beiden Gräbern sahen Suko und Shao nichts besonderes. Auch beim dritten Grab nicht. Das vierte jedoch sah anders aus. Hier hatte jemand versucht, den harten Erdhügel abzutragen. Dabei mußte er gestört worden sein; denn die Schaufel lag quer über dem Weg. Der Schänder hatte es nicht geschafft, bis an den Sarg zu kommen. Und das war gut so.

Aber wo steckte Grimes?

Suko schaute sich nach allen Seiten um. Dunkel lag der Friedhof vor seinen Augen, doch keine Spur von dem Ghoul. Er war nirgendwo zu entdecken, hatte nur seine Spuren hinterlassen, das war alles.

»Da sind noch zwei Gräber«, sagte Shao plötzlich.

»Wo?«

Das Chinagirl war zwei Schritte zur Seite gegangen. Sie stand neben dem aufgeworfenen Hügel und zeigte schräg zu Boden.

Suko schritt ebenfalls um das Grab herum und blieb neben Shao stehen. Zwei Gräber waren schon ausgehoben. Sie lagen allerdings nicht frei vor ihnen. Planken deckten sie ab. Auch auf ihnen lag eine dünne Eisschicht.

Die Gräber waren wahrscheinlich für die am nächsten Tag stattfindenden Beerdigungen ausgehoben worden.

»Sie sind sicherlich leer«, versuchte Suko.

»Schau doch mal nach.«

»Das werde ich auch.«

Der Chinese bückte sich und hob die erste Planke hoch. Er schleuderte sie zur Seite. Sie zweite folgte, dann die dritte.

Das Grab lag frei.

Shao schaute zuerst hinein – und fuhr mit einem grellen Schrei zurück.

Aus der Tiefe des Grabs schoß eine schleimige Schreckengestalt.

Ein Ghoul!

***

Der alte Buck Bannister stopfte sich erst seine Pfeife, bevor er anfing

zu reden. »Also die Sache ist die«, sagte er und zog so kräftig an der Pfeife, daß die Funken stoben und über dem Kopf zerknatterten. »Die Kutsche gehört eigentlich zum Schloß. Und Eigentümer dieses Schlosses war der Count of Montano. War deshalb, weil er nicht mehr am Leben ist.«

»Ist er ermordet worden?«

»Nein, Selbstmord. Er hat sich von der Burgmauer gestürzt. Er konnte die Einsamkeit nicht mehr ertragen. Zuvor habe ich ihm ein Festmahl servieren müssen, denn ich war der einzige Angestellte in dem Schloß des Grafen. Nun, ich zog aus und in dieses Haus. Sprechen will kaum jemand mit mir, denn wer für den Count of Montano gearbeitet hat, ist den Leuten nicht ganz geheuer. Und das kommt nicht von ungefähr. Die Vorfahren des Grafen waren schlimme Leute. Vor allen Dingen der Ur-Urgroßvater. Er soll es am schlimmsten getrieben haben. Man spricht davon, daß er einen Pakt mit den Mächten der Finsternis geschlossen hatte, um auch im Jenseits eine gute Stellung zu bekommen. Ob das eingetroffen ist, weiß ich nicht. Nur soviel ist mir aus den Überlieferungen bekannt. Der alte Count of Montano wurde auch der Höllengraf genannt, und wenn er unterwegs war, ließ er sich von einer schwarzen Kutsche fahren, die schon bald den Namen Höllenkutsche bekam. Mit dieser Kutsche fuhr er über Land, besuchte die Dörfer und kleinen Orte und hielt Ausschau nach jungen, hübschen Mädchen. Wenn er welche gefunden hatte, ließ er sie in die Kutsche schleppen und fuhr mit ihnen auf sein Schloß. Man hat von den Mädchen nie mehr etwas gehört und gesehen. Als er dann starb, soll der Teufel an sein Sterbebett getreten sein und ihm die Seele entrissen haben. Der Höllengraf aber spukte fortan immer in den Gemäuern des Schlosses herum, und oft genug sah man die Kutsche, wie sie durch die Luft fuhr, als würde der Teufel persönlich sie ziehen. Sie war eine Geisterscheinung, aber wie vor vielen Jahren, so fährt der Graf auch jetzt durch die Dörfer und Orte, um Ausschau zu halten nach jungen hübschen Mädchen.«

»Und?« fragte ich, »hat er welche gefunden und zu sich genommen?«

Der Alte hob die Schultern. »Ich weiß es nicht genau, aber in letzter Zeit ist alles anders.«

»Wieso?«

»Da fährt die Kutsche nicht mehr durch die Luft. Sie ist keine Erscheinung mehr, sondern hat sich manifestiert, was Sie ja am eigenen Leibe zu spüren bekommen haben. Sie kommt immer vom Schloß, rast hier vorbei und verschwindet. Jedesmal stehen zwei Särge auf dem Dach. Nur der Satan selbst mag wissen, wer oder was sich in den Totenkisten befindet.«

»Zumindest ein Werwolf«, sagte Bill trocken.

Ich wollte auf die Mädchen zu sprechen kommen. »Sind denn Girls

entführt worden?«

»Das kann ich Ihnen wirklich nicht sagen, Mr. Sinclair. Die Leute sprechen kaum mit mir. Ich habe schließlich für den Grafen gearbeitet.«

»Und der hat nie etwas über seinen Urahn verlauten lassen?« forschte ich.

»Doch, er hat mir von der Geschichte berichtet, die ich Ihnen auch erzählt habe.«

Das war allerdings seltsam. Ich überlegte. Dreh- und Angelpunkt war für uns das Schloß. Dort mußten wir hin. Vielleicht spukte es da wirklich.

»Haben Sie denn den Höllengrafen mal gesehen?« erkundigte ich mich.

»Nein, nie direkt.«

»Wieso?« fragte Bill.

»Ich habe wohl mal Stöhnen gehört und auch schauriges Gelächter. Sonst nichts. Wenn ich meinen Herrn darauf ansprach, gab er mir den Rat, die Ohren zu schließen.«

»Kann ich durchaus verstehen«, erwiderte ich lächelnd.

Bill Conolly schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. »Wir müssen hoch zum Schloß«, sagte er.

Dafür war ich auch.

Nur der alte Bannister hatte Angst. »Um Himmels willen. Nicht, bitte nicht! Wollen Sie in Ihr eigenes Unglück rennen?«

Ich lächelte. »Das haben wir allerdings nicht vor.«

»Dann bleiben Sie Hier, bitte!«

Mein Kopfschütteln war Antwort genug. »Können wir dort mit dem Wagen hochfahren?« erkundigte ich mich bei dem Alten.

»Kaum.«

Bill hatte ein Gegenargument. »Wenn die Kutsche es schafft, bringt das der Bentley auch.«

Der Meinung war ich ebenfalls. Ich erhob mich, und Bill Conolly stand ebenfalls auf. Wir bedankten uns bei Buck Bannister für seine Hilfe. Der alte Mann segnete uns.

»Der Herrgott möge Ihnen beistehen, ich kann es nicht mehr. Ich habe Sie gewarnt.«

Während ich in den Mantel schlüpfte, lächelte ich zuversichtlich. Bill stand schon draußen.

»He, John, komm doch mal her.«

Rasch war ich bei ihm, und auch der Alte folgte mir. Bill stand neben dem Bentley. Er zeigte zum Schloß. »Seht ihr auch, was ich sehe?« fragte er.

Wir schauten hoch.

Tatsächlich, dort oben brannte Licht!

***

»Verdammte Hacke!« fluchte Harry Salem, als er auf einen Stein trat und ausrutschte. »Hätten wir nicht den normalen Weg nehmen können, als uns hier hochzuquälen?«

Sein um fünf Jahre älterer Partner Dean Flint lachte. »Den normalen Weg haben wir nicht genommen, weil ich nicht will, daß man uns jetzt schon sieht. Es reicht, wenn wir mit dem Laster anrollen und das komische Schloß ausräumen.«

»Du hast Nerven!« keuchte Harry Salem. »Und das bei der verdammten Kälte. Wieder Ich.«

»Gelobt sei, was hart macht«, erwiderte Dean und stieg weiter. Ihn nannte man auch Dean the Nose. Dean, die Nase. Die Nase deshalb, weil er immer einen Riecher für besonders gute Geschäfte hatte. Und die bezogen sich auf Antiquitäten. Er und sein Partner raubten leerstehende Schlösser und Burgen aus. Die Tips bekamen sie aus der Bevölkerung, denn die beiden waren immer unterwegs. Zudem hatten sie Abnehmer, die auf die Ware lauerten und gute Preise zahlten.

Salem und Flint stiegen zum Schloß hoch. Und das war sehr mühsam. Trotz ihrer dicken Winterkleidung schwitzten sie. Es war so kalt, daß ihnen der Atem fast vor den Lippen gefror. In Salems Oberlippenbart hatten sich kleine Eisstücke abgesetzt. Da er keinen Gesichtsschutz trug, war seine Nase schon blau angelaufen.

Die Hände steckten in dicken Handschuhen, und die beiden Männer trugen Bergsteigerstiefel an den Füßen. Die geriffelten Sohlen gaben ihnen die Gewähr, nicht so leicht abzurutschen, denn das steinige Gelände führte ziemlich steil bergan.

Hier oben spürten sie auch den Wind, der wie mit beißenden Zangen durch ihre Kleidung zu dringen versuchte.

Harry und Dean froren.

Und immer höher kletterten sie.

Mehr als die Hälfte der Strecke lag bereits hinter ihnen. Im Westen lag eine Hügelkette, von der sie nicht einmal den Namen wußten. Nur das Schloß mußte ausgerechnet auf einem hohen Berg stehen, den eine Laune der Natur in die sonst flache Landschaft gestellt hatte.

Sie quälten sich wirklich.

Mehr als einmal in der Minute warfen sie einen Blick zu dem Gemäuer hoch. Es schien kaum näherzurücken. Harry Salem wurde von Sekunde zu Sekunde wütender. Außerdem hatte sein Partner noch immer die komischen Sprüche parat, die ihn auch aufregten. Wenn er bei Dean nicht soviel Geld verdienen würde, hätte er den Kram schon längst hingeschmissen. So aber machte er weiter und quälte sich Yard für Yard voran. Er trug auch die beiden leeren Rucksäcke auf dem Buckel, denn wenn sie etwas fanden, was leicht zu transportieren war, konnten sie es direkt in den Säcken verstauen.

Dean, der vorging, blieb plötzlich stehen.

»Was ist?« keuchte Harry.

»Ein Weg. Ich habe einen Weg entdeckt. Du wirst es kaum glauben, alter Meckerkopf.«

»Kann ich auch nicht.«

Wenig später stand Harry Salem neben seinem Kumpel. Und tatsächlich auf einem schmalen Weg.

Mit den Blicken verfolgte er ihn. In Serpentinen führte er dem Schloß entgegen. Allerdings entdeckten sie keine Stelle, die anzeigte, daß der Weg breiter wurde. Das machte auch nichts. Es war jedenfalls bequemer zu laufen, als der Aufstieg über Geröll und Steine auf dem direkten Kurs zu versuchen.

»Pause?« fragte Harry Salem und schaute seinen Partner fragend an.

»Nein, weiter.«

»Shit.«

»Stell dich nicht an wie ein Weib. Wir sind gleich da. Und wenn du erst einmal die Schätze siehst, werden dir die Augen schon übergehen.«

»Darf ich mal lachen. Ich wollte, ich hätte sie schon und wäre damit weg.«

»Ohne Fleiß kein Preis«, sagte Dean Flint wieder einmal eines seiner beliebten Sprichwörter auf.

»Ach, leck mich.«

Flint lachte und ging weiter. Harry blieb nichts anderes übrig, als ihm zu folgen.

Irgendwie mochte Harry Salem dieses Schloß nicht. Nicht weil der Weg so anstrengend war, das hatte er schon öfter mitgemacht, sondern weil die Leute im Ort ihn gewarnt hatten.

»Geht nicht dort hinauf. Da wohnte der Höllengraf!«

Die Worte klangen immer wieder in Harry Salems Ohren nach. Dean Flint hatte darüber gelacht. Er, der schon länger im Geschäft war, meinte nur: »Das kenne ich. Was meinst du, wie oft ich schon gewarnt worden bin. Hätte ich immer darauf gehört, so würde ich jetzt betteln gehen.«

Nun, er ging nicht betteln und hatte bereits ein erkleckliches Vermögen zusammengerafft.

Der Weg wurde ein wenig breiter.

Noch eine Kehre, dann hatten sie es geschafft.

Von Osten blies der Wind, fuhr gegen ihre mit Watte gefütterten Jacken und fuhr ihnen in den Nacken.

Harry Salem atmete auf. Er spürte seine Füße schon nicht mehr. Das Leben der letzten Wochen hatte praktisch nur aus Wein, Weib und Gesang bestanden.

Bald standen sie vor der hohen Mauer. Da war kein Stein auf den

anderen mit Spieß aufeinandergefügt, sondern dicht an dicht nebeneinander gesetzt worden. Die gewaltigen Quader bildeten eine Einheit.

Wind und Wetter hatten ihre Spuren hinterlassen und die Außenseiten blankgefegt. In den Ritzen und Spalten wuchs das Moos. In fingerdicken Kerben lag gefrorener Schnee.

Harry wollte endlich ins Schloß. »Sehen wir zu, daß wir reinkommen«, sagte er.

Dean nickte. Wie beim Aufstieg, so schritt er auch jetzt voran. Sie stemmten sich gegen den Wind, umrundeten die Mauer und gelangten an die Westseite, wo auch der normale Weg hochführte und vor einem gewaltigen Tor endete.

»Da wären wir«, sagte Dean Flint. Er grinste seinen Partner an. »War doch alles halb so schlimm – oder?«

»Ich bin kaputt.«

»Aber gleich wirst du staunen.«

»Abwarten.«

Zuerst einmal erwartete die Männer eine große Überraschung. Das zweiflügelige Tor war nicht verschlossen.

Darüber wunderte sich Dean Flint. »Das ist ein Ding«, sagte er. »Hattest du damit gerechnet?«

Harry schüttelte den Kopf.

Dean lachte und schlug gegen das dicke Holz. »Wenn man schon so nett eingeladen wird, soll man die Einladung auch annehmen«, sagte er und betrat den Schloßhof.

Sie hatten schon größere Schlösser oder Burgen gesehen als dieses hier. Das Schloß zeigte einen quadratischen Grundriß. Der Innenhof war von der hohen Steinmauer umgeben, die sicherlich eine halbe Ewigkeit hielt.

Die beiden sich gegenüberliegenden Türme wirkten wie gewaltige Finger, die sich nach den über dem Himmel treibenden Wolken recken wollten.

Auf dem Schloßhof war das Pflaster zum Teil aufgerissen. Unkraut hatte hier einen idealen Nährboden gefunden.

»Der letzte Schloßherr hat wirklich nicht mehr viel daran getan«, meinte Dean.

»Wie lange ist er schon tot?« fragte Harry.

»Über ein Jahr. Das weißt du doch.«

»Und dann glaubst du, daß du noch etwas findest. Da waren bestimmt schon die Kerle von der Konkurrenz vor uns hier.«

»Vielleicht. Aber das werden wir bald festgestellt haben.« Dean Flint tigerte auf das Portal des Schlosses zu. Eine große zweiflügelige Tür, zu der eine wuchtige Steintreppe hochführte. Sie wurde von zwei Mauern begrenzt, die an ihrem Anfang die steinernen Köpfe zweier

Löwen zeigten.
Harry Salem schaute sich öfter um, als sie über die breiten Stufen stiegen. Ihm war die ganze Sache nicht geheuer. Die Warnungen gingen ihm einfach nicht aus dem Kopf. Und dieses Schloß machte wirklich einen finsteren düsteren Eindruck.
Auch beklemmend…
Dean Flint war vor dem Hauptportal stehengeblieben. Er drehte sich um und winkte seinem Partner zu. »Komm schon.«
Das Portal war offen.
Dean Flint lehnte sich dagegen und drückte es auf. Erbärmlich quietschte es in den Angeln, und die beiden Männer fühlten sich wie in einen Gruselfilm versetzt.
Dunkelheit gähnte ihnen entgegen.
»Die Lampe!« zischte Flint.
Harry Salem hakte die Taschenlampe von seinem Gürtel los und reichte sie Dean rüber.
Der schob den Schalter nach vorn, und noch im gleichen Atemzug durchschnitt der armbreite Lichtbalken die im Schloß herrschende Finsternis.
Sie waren in einer gewaltigen Halle gelandet – und es stand noch alles so, wie der Graf es verlassen hatte.
»Mensch!« staunte Flint, »das gibt es doch gar nicht. Da war niemand vor uns?«
»Sieht so aus.« Auch Harry Salem hatte seine alte Sicherheit zurückgefunden. Jetzt, wo alles normal war, da verflog auch bei ihm die Angst.
Flint schwenkte die Lampe. Ihr Schein traf auch einen großen Kerzenleuchter.
»Zünde die Dinger an«, sagte Flint.
Harry nickte und schritt auf den vierarmigen Leuchter zu.
Der Leuchter war schwer, und Harry bekam ihn beim ersten Zufassen nicht richtig in die Hand. »Mann«, stöhnte er, »das ist ja ein Totschläger.«
Flint war schon vorgegangen. In der Mitte der Halle stand er und ließ den Scheinwerferstrahl kreisförmig wandern. »Alles noch da, alles noch da!« Das waren die einzigen Worte, die er herausbrachte. »Man kann nur staunen.«
Harry nickte dazu. Er hatte sich inzwischen an das Gewicht des Leuchters gewöhnt. Langsam schwenkte er ihn im Kreis. Die Kerzen flackerten, zuckten, bewegten sich und malten tanzende Schatten an die Wände und Gegenstände.
Vor den Fenstern hingen lange Vorhänge. Bilder schmückten die Wände. Manche von ihnen konnte man schon als Kolossalgemälde bezeichnen. Sie zeigten Schlachten der Vergangenheit, und immer

wieder stand die Burg im Mittelpunkt.
Schwere Möbel – sie entsprachen dem Standard des achtzehnten Jahrhundert ein großer rechteckiger Tisch, sowie Sitzbänke und eine Waffenrüstung vervollständigten die Einrichtung.
Dem Eingang gegenüber zweigten zwei Treppen von links und rechts hoch zu einer Galerie, auf die zwei Gänge mündeten. Sie führten jeweils in die verschiedenen Flügel des Schlosses.
»Wir müssen da hoch«, sagte Flint.
»Wirklich?«
Dean Flint drehte sich um und grinste. »Was ist mit dir los? Hast du Angst?«
»Nur ein dummes Gefühl.«
»Unsinn. Komm.«
Dean Flint schritt auf die von ihm links hochlaufende Treppe zu. Dabei pfiff er ein altes schottisches Volkslied, wahrscheinlich, um sich selbst Mut zu machen.
»Und es ist noch nichts abgeräumt worden«, lachte er immer wieder. »Mensch haben wir ein Glück. Da reicht eine Fuhre gar nicht. Wahrscheinlich müssen wir drei- oder viermal wiederkommen. Schade, daß es kein Telefon gibt. Ich hätte gern jetzt schon die Kunden angerufen, um ihnen zu sagen, was wir anzubieten haben.«
»Vielleicht finden wir noch einen Apparat«, meinte Harry.
»Ja, kann sein. Der letzte Graf wird ja schlecht wie seine Vorfahren gelebt haben.«
Ein Teppich dämpfte ihre Schritte. Harry senkte die Lampe und leuchtete ihn an.
»Der ist auch einiges wert«, flüsterte er beinahe andächtig.
Harry Salem sagte dazu nichts. Er verließ sich da völlig auf seinen Partner. Mit Dean zusammen war er immer gut gefahren. Harry wechselte den schweren Leuchter in die linke Hand und streifte seine Kapuze vom Kopf. Er zog auch den Reißverschluß der Jacke auf, denn nach der Kälte draußen, war es hier relativ warm.
Harry hatte dunkles Haar, das ihm wirr in die Stirn fiel. Die Eiskrumen in seinem Bart waren längst getaut. Er spürte die Nässe auf der Haut.
Dean Flint erinnerte mit seinem brandroten Haarschopf eher an einen Iren als an einen Schotten. Dabei stammte er aus Glasgow und war ein Anhänger von Celtic. Fußball und Antiquitäten, das war sein Leben.
»Sollen wir uns trennen?« schlug er vor.
Harry schüttelte den Kopf.
Dean grinste. »Angst?«
»Quatsch.«
»Doch, doch, das merke ich. Du suchst die Gespenster geradezu. Aber hier ist niemand, glaub mir das.« Er drehte sich um und leuchtete

nach unten. Dabei ließ er die Lampe kreisen. »Wie du siehst, ist keiner da. Aber da stehen noch mehrere Leuchter. Geh hinunter und zünde die Kerzen an.«

Der Vorschlag gefiel Harry. Er setzte ihn sogleich in die Tat um.

Als der warme Schein den großen Raum ausleuchtete, fühlte er sich sofort wohler.

»So kann man auch mit kleinen Sachen dem guten Harry eine Freude machen«, kommentierte Dean.

»Ach, hör auf.«

Dean dachte wieder ans Geschäft. »Schau dir nur mal die Bilder der Ahnengalerie an«, flüsterte er. »Die bringen uns bestimmt einige tausend Pfund. Mensch, solch einen Fischzug haben wir noch nie im Leben gemacht. Wenn wir den ganzen Plunder verscherbelt haben, können wir uns einige Jährchen zur Ruhe setzen. Gran Canaria oder die Bahamas. Bermudas wären auch nicht schlecht…«

»Hör auf«, wies ihn Harry zurecht. »Erst einmal müssen wir die Chose wegkriegen.«

»Ja, ja, das schaffen wir schon.« Dean Flint schaute sich um. »Wohin jetzt? Rechts oder links?«

»Mir egal.«

»Okay, dann nach rechts.« Dean Flint drehte sich um. Er hatte schon einige Schritte in den Seitentrakt hinter sich, als ihn Harrys Stimme stoppte.

»Hörst du nichts, Dean?«

Flint blieb stehen. »Was denn?«

»Die… die Schritte…« Salems Stimme zitterte.

»Unsinn. Das bildest du dir ein.«

»Nein, komm selbst, Dean.«

Dean fluchte. Er ging auf seinen Partner zu und blieb neben ihm stehen.

Beide lauschten.

Und jetzt hörte auch Dean Flint die Schritte. Sie waren unter ihnen aufgeklungen, doch nicht im Erdgeschoß, sondern noch tiefer. In den Kellern und Verliesen der Burg.

Die Kerzenflammen tanzten, so sehr zitterte der schwere Leuchter. Harry war mehr als nervös.

»Laß uns abhauen!« schlug er mit leiser Stimme vor. »Hier stimmt was nicht, Dean.«

»Unsinn.« So sicher klang die Antwort jedoch auch nicht mehr.

Eine Tür knarrte.

Dann eine zweite.

Die beiden Männer standen auf der Galerie und schauten nach unten. Das Kerzenlicht leuchtete den Raum zwar aus, aber es blieben einige dunkle Nischen und Winkel, wo der Schein nicht hinreichte.

Und von dort hörten sie die Geräusche.
Wieder Schritte…
»O je…« stöhnte Harry. Sein Herz schlug doppelt so schnell wie normal.
Dann sahen sie die Gestalten. Obwohl sie damit rechnen mußten, daß jemand auftauchte, wurden sie doch überrascht.
Zwei, vier, nein, sieben Gestalten schälten sich aus den dunklen Nischen, versammelten sich in der Halle, bildeten einen Halbkreis, hoben die Köpfe und schauten zu den beiden Männern auf der Galerie hoch…

***

Mit einem gewaltigen Satz sprang Shao zurück. Die schleimige, aus dem Grab stoßende Pranke, die schon nach ihr greifen wollte, faßte ins Leere.
Suko reagierte sofort. Bevor er sich dem dämonischen Gegner zuwandte, mußte er Shao in Sicherheit bringen.
»Weg!« fuhr er sie an. »Lauf zur Seite!«
Shao gehorchte.
Gleichzeitig griff Suko unter die Jacke und zog seine Dämonenpeitsche hervor.
Der Ghoul kletterte aus dem Grab. Er war nur etwa halb so groß wie Suko, und seine schleimigen Massen befanden sich in dauernder Bewegung. Sie sonderten einen Saft ab, der bestialisch stank. Die äußere Form des Ghouls veränderte sich ständig. Oft mehrmals in der Minute, wurde er einmal breit, dann wieder schmal, und die beiden Arme stachen teleskopartig hervor, um nach Suko zu greifen.
Der Chinese tänzelte zur Seite. Ihm kam zugute, daß der Ghoul sich plump bewegte und längst nicht so schnell war wie Suko, der Mensch.
Der Chinese führte mit der Dämonenpeitsche einmal einen Kreisbogen über den Boden.
Drei Riemen fielen heraus.
Und blitzschnell schlug Suko zu.
Alle drei Peitschenriemen klatschten in die Gestalt des widerlichen Ghouls. Sie drangen tief in die schleimige Masse ein, die von zahlreichen pulsierenden Adern durchzogen war.
Die Schnüre wirkten wie Äxte.
Sie zerstörten den Ghoul. Weiße Magie siegte über die Schwarze.
Der schleimige Ghoulkörper sackte zusammen und wurde zu einem unförmigen Klumpen, der sich neben dem Grab als Lache ausbreitete, von der stinkende Schwefel- und Moderdämpfe in die eisige Winterluft hochstiegen.
Suko trat zurück.
Wieder einmal hatte die Dämonenpeitsche bewiesen, wie wertvoll sie

doch war. Der Chinese warf einen schnellen Blick auf seine Freundin.

Shao stand mit leichenblassem Gesicht auf der Stelle und rührte sich nicht. »Keine Angst«, sagte Suko, »so leicht sind wir nicht unterzukriegen.«

»Da ist noch ein Grab«, sagte sie nur.

»Ich weiß.« Suko nickte. Er ging ein paar Schritte vor und behielt die Peitsche in der linken Hand. Mit der rechten räumte er die Bohlen weg, die das Grab abdeckten.

Suko erwartete, abermals angegriffen zu werden, diesmal jedoch geschah nichts.

Leer lag das Grab vor ihm.

Er schaute hinein, holte seine kleine Taschenlampe hervor und leuchtete das Rechteck aus.

Überrascht hob er die Augenbrauen.

An der linken Grabwand befand sich ein Loch. Nicht sehr groß, aber noch groß genug, daß ein Ghoul in seiner schleimigen Gestalt hindurchpaßte.

Sollte dieser Friedhof tatsächlich von zahlreichen Gängen unterkellert sein?

Es war durchaus möglich. Suko wollte da nicht nachforschen, denn er konnte Shao nicht allein lassen. Er wunderte sich nur, daß trotz des hartgefrorenen Bodens es den Ghouls gelungen war, ein Loch in die Erde zu stemmen. Das zeugte von ihrer ungeheuren Kraft.

Suko richtete sich wieder auf.

Shao blickte ihn hilflos an. »Was machen wir denn jetzt?« fragte sie.

»Wir müssen den Friedhof absperren lassen«, erwiderte der Chinese. »Es dürfen auf keinen Fall Beerdigungen stattfinden.«

»Und was ist mit Grimes?«

Suko hob die Schultern. Da wußte er auch keinen Rat.

»Vielleicht ist er gar nicht mehr hier«, vermutete Shao.

»Möglich.« Der Chinese deutete in Richtung Ausgang. »Laß uns zurückgehen. Ich muß Superintendent Powell anrufen. Denn jetzt soll er entscheiden, was unternommen wird.«

Shao war einverstanden.

Nebeneinander schritten sie zurück. Suko behielt dabei die Dämonenpeitsche in der Hand. Er war auf immer neue Überraschungen gefaßt. Shao hielt sich dicht neben ihn. Sie faßte nach seiner freien Hand und schaute sich ängstlich um.

Es geschah nichts.

Unangefochten konnten die beiden Menschen den Friedhof überqueren. Auch auf dem alten Teil des Totenackers tat sich nichts. Still und verlassen lag er da.

Trotzdem ahnte Suko mit dem sicheren Instinkt eines erfahrenen Dämonenjägers, daß die Gefahr noch längst nicht vorbei war. Und er

sollte recht behalten.
Sie sahen es, als der Eingang vor ihnen auftauchte.
Auf dem Platz stand sie.
Die schwarze Kutsche.
Abrupt blieben Suko und Shao stehen. Sie rieben sich über die Augen. »Das gibt es doch nicht«, flüsterte Shao. »Wo kommt denn die Kutsche her?«
Auch Suko wußte keine Antwort.
Langsam gingen sie näher.
Sie sahen die beiden pechschwarzen Pferde, vor deren Nüstern der warme Atem als Wolke quoll und sie sahen die Laternen, die ihren gelbenmilchigen Schein verbreiteten.
Beide hörten den gellenden Schrei!
Er war aus der Leichenhalle gedrungen.

***

Wir saßen im Wagen.
Der alte Bannister stand in der Türöffnung und schaute uns an. Viel sehen konnte er nicht, denn die Scheiben waren dick vereist.
Bill grinste. »Jetzt bin ich mal gespannt, ob er anspringt.«
»Und wie.« Ich drehte den Zündschlüssel – und, jawohl der Motor kam. Etwas unruhig zwar, aber dann lief er rund. Aus dem Auspuffrohr quoll eine dicke Wolke.
»Nun?« Jetzt fragte ich.
Bill hob die Schultern und schwieg.
Ich stellte das Gebläse auf die höchste Stufe, damit es die Scheiben eisfrei machte. Einige Minuten blieben wir sitzen. Der Motor lief sich warm, und die Scheiben wurden klar.
Dann startete ich.
Buck Bannister winkte uns zu. Der gute Mann hatte Angst. Weder Bill noch ich konnten es ihm verdenken. Ich hatte immer noch das Gefühl, daß er uns etwas verschwieg.
Wir würden sehen.
Der Bentley rumpelte über den hart gefrorenen Boden. Hier gab es keinen Asphalt oder ein Pflaster, der Weg führte geradewegs zu dem Schloß hoch.
Die Straße wurde enger.
Erste Kurven tauchten auf. Bäume säumten die Fahrbahn zu beiden Seiten. Dazwischen wucherte wildes Buschwerk, hart gefrorenes Unterholz, sperrig und dornig.
Kleinere Steine schlugen gegen die Bodenwanne. Es hörte sich an, als würde jemand Erbsen dagegen werfen.
Die beiden Scheinwerferaugen rissen die Dunkelheit vor uns auf. In den hellen Lichtfingern waberten leichte Nebelschlieren. Ich mußte

mich ungeheuer konzentrieren, um nicht im Straßengraben zu landen, denn die Fahrbahn wurde ziemlich eng.

Auch Bill starrte angestrengt nach vorn. »Was das Licht wohl zu bedeuten hat?« fragte er.

»Wahrscheinlich ist das Schloß doch bewohnt.«

»Bannister wollte ja nicht mit der Sprache herausrücken.«

Ich hob die Schultern. »Vielleicht hat er auch wirklich nichts gewußt.«

»Glaube ich nicht.«

»Wir werden sehen.« Ich riß das Lenkrad hart nach links, denn die Kurve vor uns lief fast rechtwinklig zu. Der Bentley schaffte es, und danach hatten wir eine gute Sicht auf die Burg, denn der Wald hinderte uns nicht mehr.

Das Schloß wurde vom Mondlicht umschmeichelt. Scharf hoben sich seine Konturen vor dem Hintergrund ab. Und wir sahen das Licht, diesen warmen Schein, der eigentlich nicht von einer Lampe herrühren konnte.

Ich tippte mehr auf Kerzenlicht.

Wir fuhren immer höher und hatten schon bald einen freien Blick weit ins Land hinein.

Rechts von uns schimmerten Lichter in der eiskalten Nacht. Das waren die Häuser der Ortschaft Laketon. Sie lagen jenseits des Sees. Das Gewässer schimmerte wie eine polierte Fläche in der Dunkelheit, und nichts erinnerte mehr an das Drama, das sich dort vor kurzem abgespielt hatte.

Ich dachte wieder an den Werwolf. Wo sollte er hingeschafft werden? Und hatte er sich wirklich auf dem Schloß aufgehalten? Welche Rolle spielte dabei der Höllengraf Montano? Spukte sein Geist tatsächlich durch die alten Gemäuer?

Davon konnten wir ausgehen. Die Erfahrung hatte uns gelehrt, übersinnlichen Vorgängen nicht arrogant gegenüberzustehen, sondern sie klar und nüchtern zu betrachten.

Nach dem Abenteuer mit dem Werwolf waren wir gewarnt. Auf jeden Fall würden wir nicht unbelastet die Burg betreten.

Der Bentley schaffte auch den Berg. Die Winterreifen griffen fest zu, und Eis lag nicht auf dem Weg.

Wir konnten bereits das Ende des Serpentinenwegs erkennen. Noch zwei Kehren, dann war es geschafft.

Bill checkte seinen Beretta durch. Er nickte zufrieden. »Alles klar«, meldete er. »Von mir aus kann es losgehen.«

Der Weg lief aus. Dabei wurde er wieder breiter und mündete in einen Platz vor der Burgmauer, wo wir bequem unseren Wagen abstellen konnten.

Wir stiegen aus.

Sofort packte uns der eisige Wind, den wir unten im Tal nicht gespürt hatten.

Automatisch warfen wir einen Blick zurück. Die Straße verlor sich in der Dunkelheit. Wir entdeckten auch nicht das Haus des alten Bannister, denn er hatte das Licht gelöscht.

Ich stellte meinen Mantelkragen hoch. Der Burberry war mit Pelz gefüttert, er hielt die größte Kälte ab.

Der Platz vor der Burg war mit Geröll bedeckt. Für uns mühsam, da zu laufen.

Meine Beretta steckte in der rechten Manteltasche. Ich war auf jede Überraschung gefaßt, als ich langsam auf die Burgmauer zuschritt. Bill Conolly hielt sich an meiner Seite. Wie bei mir, so stand auch bei ihm der Atem als nie abreißende Wolke vor den Lippen.

Das große Burgtor war mit Eisen beschlagen. Rauhreif hatte sich dort abgesetzt. Wir hatten erwartet, daß das Tor offen sein würde, und wir täuschten uns nicht. Schließlich hatte die Kutsche die Burg verlassen.

Ich untersuchte die beiden Flügel genauer. Sah aber keinerlei Zeichen, die auf ein dämonisches Treiben hinwiesen. Keine schwarzmagischen Sprüche oder irgendwelche Beschwörungsformeln, aber auch keine Insignien des Christentums, wie man sie oft bei alten Schlössern und Burgen fand.

Bill war schon vorgegangen und stand bereits auf dem Hof. Er deutete auf das Eingangsportal, dann drehte er seinen Finger nach rechts. »Da, hinter diesen Scheiben brennt Licht.«

»Es brennt nicht, mein Lieber. Das sind Kerzen. Der Schein ist nicht ruhig, er tanzt.«

»Sei doch nicht so pingelig.«

Ich mußte grinsen. Solche Dialoge taten gut. Sie minderten die Spannung etwas.

Wir erreichten die Treppe und sahen vor uns die Stufen. Gut, daß ich nach unten schaute, denn auf der Treppe glitzerte Eis. Vorsichtig schritten wir dem Eingang entgegen. Zwischen Tür und der letzten Stufe blieb ich stehen und schaute nach rechts. Vielleicht gelang es mir, einen Blick hinter die Scheiben zu werfen.

Ich sah nichts, weil Vorhänge die Sicht verdeckten. Sie ließen zwar den Lichtschein zu einem Teil noch durch, doch wie es im Innern aussah, konnte ich nicht erkennen.

Aber wir hörten Stimmen.

Seltsame Laute. Weinerlich und jaulend ausgestoßen. Gar nicht menschlich.

Ich zog die Beretta. Dabei hoffte ich, daß die Tür nicht abgeschlossen war. Die linke Hand legte ich auf die schwere, gußeiserne Klinke, wollte die Tür aufdrücken…

Sie war verschlossen!

Verdammt auch.

Bill dachte das gleiche. Nur sprach er es aus. »Was machen wir?« fragte er danach.

»Wenn alles nichts hilft, müssen wir durch das Fenster klettern«, erwiderte ich.

Den Gedanken hatte mein Freund auch schon gehabt. Er setzte ihn bereits in die Tat um, sprang mit einem Satz über die Treppenmauer und hob vom Boden einen handlichen Stein auf. Den schleuderte er im hohen Bogen gegen das Fenster und traf.

Die Scheibe zerklirrte.

»Alles klar, John!« rief er.

Wie auch Bill sprang ich ebenfalls zu Boden und hatte kaum festen Stand gefunden, als ich die Gestalt am Fenster sah.

Es war ein blutgieriger Vampir!

***

Dean Flint und Harry Salem standen starr vor Grauen. So etwas hatten sie noch nie in ihrem Leben gesehen.

Sieben Gestalten! Wie Ratten waren sie aus ihren Schlupfwinkeln gekrochen.

Und eine schrecklicher als die andere.

Dean und Harry schauten jede einzelne genau an.

Ganz rechts standen zwei Frauen mit langen strohigen Haaren. Sie trugen weiße Gewänder, die schon Stockflecken zeigten und an Leichenhemden erinnerten. Um ihre Hände waren Ketten geschmiedet, nur die Füße konnten sie frei bewegen. Die ausgemergelten Gesichter starrten die beiden Männer an. Die Augen waren weit aufgerissen. Aus ihnen leuchtete der Tod.

Neben ihnen standen zwei männliche Wesen. Sie trugen schwarze, mit Schmutz bedeckte Anzüge und sahen eigentlich normal aus, wenn nicht die Flüssigkeit gewesen wäre, die von ihren Fingerspitzen tropfte, ebenfalls durch die Gesichter rann und sie zu verzerrten Fratzen machte.

Daneben war ein blutjunges Mädchen zu sehen. Es hatte langes pechschwarzes Haar, doch eine unnatürlich bleiche Haut. Dazu Hände, die wie die Krallen eines Geiers aussahen.

Der sechste in der Reihe war ein Mann. Hohlwangig, bleich. Er trug einen dunkelroten Frack, und als er jetzt den Mund öffnete, waren zwei Vampirzähne zu sehen.

Neben ihm stand ein gewaltiger Kerl in einem viel zu engen Anzug. Er hatte einen fast quadratischen Schädel, stumpfe Augen und überlange Arme.

In seiner Figur und seinem ganzen Aussehen erinnerte er an das Monster aus den Frankenstein-Filmen.

Diese sieben Gestalten standen herum und starrten zur Galerie hoch. Keiner gab einen Laut von sich, und doch war es die Stille und der schreckliche Anblick, die bei den Schloßräubern die Angst vervielfältigte.

Dean Flint fand als erster die Sprache wieder. »Wer… wer mag das sein?« flüsterte er.

»Keine Ahnung«, gab Harry ebenso leise zurück. »Auf jeden Fall sind das keine normalen Menschen.«

»Wie bei einem Maskenball.«

Harry schaute seinen Partner hart an. »Wie kannst du so etwas sagen! Das ist kein Maskenball, das ist… sie… sie sind echt!«

Dean wollte anfangen zu grinsen, doch das Lächeln erstarb sehr schnell. »Echt?«

»Ja. Und wir müssen weg.«

»Wohin?«

»Egal wo.«

Dean meinte: »Vielleicht können wir uns bis zum Ausgang durchkämpfen. Es ist immerhin eine Möglichkeit.«

»Nein, die sind sieben und wir nur zu zweit.«

»Aber es sind auch Frauen dabei.«

Harry faßte seinen Freund an der Schulter. »Mach dich nicht unglücklich, Dean. Du kommst gegen sie nicht an. Schau ihnen doch nur mal ins Gesicht. Das sind Monster, Ungeheuer, was weiß ich nicht alles. Lebende Tote, sogar ein Vampir ist dabei.«

»Maske, nichts als Maske«, erwiderte Dean. »Die wollen uns nur erschrecken, glaub mir.«

»Bitte, tu's nicht.«

»Doch.« Dean nickte entschlossen. Er wandte sich nach rechts und schritt auf die Treppe zu.

Harry Salem wollte ihn festhalten. Er streckte seinen Arm aus, doch sein Freund war bereits zu weit entfernt.

Harrys Arm fiel nach unten. Es wirkte wie eine endgültige Geste, ein letztes Adieu, bevor jemand in den Tod schritt.

Die sieben Gestalten hatten noch immer kein Wort gesagt. Vielleicht konnten sie gar nicht sprechen, doch das war Harry egal. Er schaute aus großen, angsterfüllten Augen seinem Freund nach, und was er seit seiner Kindheit nicht mehr getan hatte, das machte er jetzt in dieser schweren Stunde.

Er faltete die Hände und betete. Über seine Lippen kamen stotternd die alten Verse, er flehte den Herrgott an und legte in diesen Sekunden ein Gelübde ab, nie mehr auf krummen Pfaden zu wandern, sollte er jemals hier herauskommen.

Inzwischen schritt Dean weiter.

Stufe für Stufe nahm er und näherte sich immer mehr dem Ende der

breiten Treppe.
Die sieben Gestalten erwarteten ihn.
Auf der vorletzten Stufe blieb Dean Flint stehen. Er ging nie waffenlos, trug zwar keine Pistole oder einen Revolver bei sich, sondern verließ sich bei seinen Auseinandersetzungen auf einen Totschläger.
Den zog er hervor.
Ein harter Gummistab fuhr auf Knopf druck aus dem Griff heraus.
Das geschah mit einem leichten Klicken.
Dean grinste hart. Er warf noch einen Blick nach oben zur Galerie, wo Harry Salem stand und ihm nachschaute.
»Brauchst keine Angst zu haben, Harry. Denen werde ich es schon zeigen!«
Salem war anderer Meinung. Er behielt sie jedoch für sich.
Dean Flint ging vor.
Die nächste Stufe – dann hatte er die Treppe hinter sich gelassen und stand in der Eingangshalle.
Vor ihm die sieben Monster.
Wie ein auf geheimes Kommando hin, wandten sie die Köpfe und blickten Dean an.
Plötzlich fürchtete auch er sich. Er las in den Augen eine ungeheure Grausamkeit und auch den Willen, ihn zu töten.
Er spielte mit dem Gedanken, zurückzukehren, doch dann schüttelte er den Kopf.
Nein, er würde sich den Weg freischlagen!
Dean Flint hielt den Totschläger in der rechten Hand. Probehalber ließ er ihn auf die linke Handfläche klatschen.
Okay, es klappte.
Er schlich vor.
Leicht geduckt und breitbeinig näherte er sich den sieben Schauergestalten. In seinen Mundwinkeln klebte ein hartes Grinsen. Jede Faser seines Körpers war auf die Auseinandersetzung eingestellt. Es konnte nur einen Sieger geben. Und Flint glaubte an sich.
Bis jetzt hatten die Gestalten stumm dagestanden. Als sie Flint auf sich zukommen sahen, rückten sie auseinander. Die Zwischenräume wurden größer. Die Wesen bildeten einen Halbkreis, der den Antiquitätenräuber umschloß.
Aber sie griffen nicht an.
Flint warf einen Blick zur Tür. Der Vampir war hingegangen und hatte abgeschlossen. Den Schlüssel steckte er ein.
Deans Gesicht verzog sich. »Das nützt euch auch nichts, Freunde. Ich komme hier raus, verlaßt euch drauf!«
Ihm am nächsten standen die beiden Frauen mit den strähnigen Haaren. Er ging auf sie zu, und sofort stießen sie winselnde Laute aus.

Dabei streckten sie die Arme aus.

Von ihnen drohte kaum Gefahr. Sie kam von einer ganz anderen Seite.

Es war dieses schleimige Monster, das sich an Flint heranschlich. Er sah es im letzten Augenblick, wirbelte herum und hieb zu.

Der Totschläger drang in die schleimige Masse, mehr geschah nicht. Das Monster – es war ein Ghoul – steckte den Hieb ein und griff mit beiden Armen nach Dean Flint.

Der Mann schrie wütend auf, als er die schleimigen Klauen fühlte, und er merkte, daß dieser Schleim wie eine Säure wirkte, die seine Kleidung zerfraß.

Verzweifelt hieb er auf den Ghoul ein, doch seine Schläge blieben wirkungslos. Der Ghoul war damit nicht auszuschalten.

Die anderen hatten einen Kreis um die beiden Kämpfenden geschlossen. Sie feuerten den Ghoul an. Mit weinerlich klingenden, verwehenden Totenstimmen. Vor allen Dingen wollten ihn die Frauen am Boden liegen sehen.

Sie griffen nach ihm, gruben ihre kalten Klauen in seine Haare und zerrten daran.

Oben auf der Galerie mußte Harry Salem alles mitanschauen. Ihm wurde bald übel vor Angst. Er stand da, umklammerte das kunstvoll gedrechselte Geländer und starrte in die Tiefe, wo sein Partner verzweifelt um sein Leben kämpfte.

Harry war so in den Anblick vertieft, daß er die ihm drohende Gefahr und auch die Umgebung vergaß.

Auf ihn hatte es der Frankenstein-Verschnitt abgesehen.

Unten griff auch der zweite Ghoul in den Kampf ein. Ebenso die beiden Frauen. Wenn sie sich bewegten, klirrten die Ketten an ihren Händen.

Flint keuchte und kämpfte.

Es gelang ihm tatsächlich, sich loszureißen. Er war ziemlich gelenkig, und plötzlich hielten die beiden Ghouls nur noch seine Jacke in den Händen.

Er selbst war frei.

Ein Rundschlag schaffte ihm etwas Luft. Die Frauen mit den Kettenhänden bekamen den Totschläger zu spüren. Eine fiel zu Boden, die andere krachte mit dem Rücken gegen einen Tisch.

Flint sprang zurück.

Sofort folgten die anderen.

Auch der Vampir griff an, der den Schlüssel eingesteckt hatte. Er stieß das Mädchen mit den schwarzen Haaren und der bleichen Haut zur Seite, fletschte sein Gebiß und zeigte die nadelspitzen Eckzähne. Dabei drang aus seinem Maul ein gräßliches Fauchen.

Dean Flint mußte zurück.

Ein Stuhl stand ihm im Weg. Fast wäre er darüber gestolpert, doch im letzten Moment kam ihm die Idee, den Stuhl auch als Waffe zu benutzen.

Er packte ihn an der Lehne, wobei er den Totschläger weiter in der Hand behielt, und riß den Stuhl hoch.

Der Vampir griff an.

Und Dean drosch zu. Er fegte dem Blutsauger das Sitzmöbel um die Ohren, so daß der Angreifer quer durch die Halle geschleudert wurde und zu Boden fiel.

Ein paar Sekunden Galgenfrist.

Dean warf einen Blick hoch zur Galerie.

Das Monster hatte bereits die Treppe hinter sich gelassen und näherte sich dem ahnungslosen Harry Salem. Beide Hände hatte der Unheimliche vorgestreckt. Es gab keinen Zweifel, daß er Harry an die Kehle wollte.

»Harry!« brüllte Dean Flint.

Der Warnschrei riß Salem aus seiner Erstarrung.

»Neben dir, Harry!«

Salem drehte sich.

Da griff das Monster zu.

Harry Salem reagierte trotz seiner Panik genau richtig. Er ließ sich in die Knie sinken, so daß die Pranken über ihn hinwegfuhren. Aber dem zweiten Griff konnte er nicht mehr entgehen.

Hände wie Stahlklammern umfaßten seine Hüften.

Harry schrie.

Das Monster hob ihn hoch. Es sah spielerisch leicht aus, wie es Harry Salem hochwuchtete, sich drehte und über das Geländer hinweghielt.

Unten standen die Frauen.

Sie hatten die Arme ausgestreckt und wollten, daß das Monster ihnen den Mann zuwarf.

Der Frankenstein-Verschnitt ließ Harry fallen.

Ein triumphierendes Heulen war die Antwort. Sechs Hände griffen zu, fingen den Sturz ab, doch Harry kam damit vom Regen in die Traufe.

Die Weiber stürzten sich auf ihn.

Als Flint dies sah, drehte er durch.

Er hielt noch den Stuhl in den Händen und startete wie eine Rakete. Wuchtig kam er über die Monsterfrauen. Mit dem Stuhl hieb er zu und verschaffte seinem Freund Platz. Die gräßlichen Weiber purzelten nach allen Seiten weg. Von dem schweren Möbel getroffen, hatten sie keine Chance.

Flint drehte sich im Kreis. Halbhoch schlug er mit dem Stuhl zu. Er traf auch die beiden Ghouls, doch deren Körperbau bremste die Wucht der Schläge.

Und Flint hatte das Frankenstein-Monster vergessen.

Es stand noch immer auf der Galerie, kletterte schon auf den Handlauf und stieß sich ab.

Wuchtig sprang es Dean Flint in den Rücken.

Der Mann spürte einen ungeheuren Schlag und wurde nach vorn katapultiert. Hart prallte er auf. Der Stuhl rutschte ihm aus den Händen. Mit dem Kinn schlug er gegen den Boden, die Zähne klappten aufeinander, und ihm war trotz des Schmerzes klar, daß er seine Chancen nun verspielt hatte.

Er wartete auf das Ende.

Genau in dem Augenblick zersplitterte eine der Fensterscheiben!

***

Ken Willard, der Friedhofswärter, hatte sich wieder in seine Bude zurückgezogen. Bebend und zitternd ließ er sich auf den schmalen Holzstuhl fallen. Sein Gesicht war aschgrau. Er wußte, daß auf diesem Friedhof einiges nicht mit rechten Dingen zuging, aber er konnte nichts dagegen unternehmen.

Mit den Nerven fertig, lehnte er sich zurück und griff zur Thermosflasche, die noch zur Hälfte gefüllt war. Er goß Kaffee in einen Kunststoffbecher und umfaßte ihn mit beiden Händen, damit er nichts vergoß.

Vorsichtig führte er ihn an den Mund. Er trank mit kleinen Schlucken. Das noch heiße Getränk rann belebend durch seine Kehle, konnte die Angst jedoch nicht vertreiben.

Willard stellte den leeren Becher weg. Er dachte an den Chinesen und dessen Freundin. Himmel, die beiden hatten Mut. Er hätte sich nicht getraut, nach diesen Vorgängen allein über den Friedhof zu gehen. Nein, niemals.

Tief atmete er ein.

Ken Willard schielte auf das Telefon. Der schwarze Apparat stand auf dem schmalen Schreibtisch. Ken brauchte nur den Hörer abzuheben, die Nummer der Polizei wählen, dann war alles vorbei.

Wirklich? Konnte er sich auf die Polizei verlassen? Aber welche Erklärung sollte er den Beamten geben? Überhaupt – konnte man das Grauen eigentlich erklären?

Am liebsten wäre er jetzt in den Erdboden versunken, doch er konnte die Augen nicht vor der Wirklichkeit verschließen. Ken Willard mußte durchhalten, so schwer ihm dies auch fiel.

Es war still.

Vorgebeugt hockte Ken Willard auf seinem Stuhl und lauschte. Er hoffte, daß die beiden bald zurückkommen würden, dann war er wenigstens nicht mehr so allein. Denn vor der Einsamkeit fürchtete er sich.

Es kostete ihn Überwindung, aufzustehen und ans Fenster zu treten. Von seinem Aufenthaltsraum aus konnte er sowohl auf den Friedhof, als auch auf die Straße schauen.

Zuerst blickte er zum Friedhof.

Dort tat sich nichts.

Alles blieb ruhig.

Und auf der Straße?

Da war auch nichts zu sehen, doch dann glaubte Willard, ein Geräusch zu hören.

Ein seltsames Geräusch, was gar nicht mehr in die moderne Zeit passen wollte.

Pferdegetrappel.

Das Stampfen von Hufen!

Willard runzelte die Stirn. Was hatte das nun wieder zu bedeuten? Kamen hier mitten in der Nacht Reiter vorbei? Allerdings vernahm er noch andere Laute. Ein Schlagen oder Rattern, so genau war das nicht herauszuhören.

Oder das Rollen von Rädern auf gepflasterter Straße.

Ja, so hörte es sich an.

Ken Willard beugte sich weiter vor, denn das Geräusch war von rechts aufgeklungen – und es wurde lauter.

Jetzt sah der Friedhofswärter auch den gelben Schein. Er tanzte hin und her, als würde jemand eine Laterne schwenken. Aber das waren mehrere Lichtpunkte, die sich rasch näherten und je lauter das ratternde und stampfende Geräusch wurde, immer klarer herausschälten.

Es handelte sich tatsächlich um Lampen. Und sie hingen an irgendeinem Gegenstand.

Ken Willard glaubte seinen Augen nicht zu trauen, als er diesen Gegenstand erkannte.

Es war eine Kutsche.

Schwarz wie die Nacht!

Nur die vier Lampen schaukelten an den Ecken der Kutsche. Sie schwangen wild hin und her, wobei ihr Schein über die Schläge und die Rücken der Pferde tanzte.

Ken Willards Augen wurden groß. Instinktiv ahnte er, daß die Ankunft der Kutsche mit den Ereignissen auf dem Friedhof zusammenhing. Ja, daran glaubte er sogar fest.

Die Kutsche raste heran.

Jetzt sah Willard auch den Mann auf dem Bock. Eine dunkel gekleidete Gestalt mit einem Zylinderhut, unter dessen Krempe ein heller Totenschädel schimmerte.

Willard zitterte vor Angst.

Wo wollte die Kutsche hin?

Fast schien es so, als würde die das Friedhofstor passieren, doch der unheimliche Kutscher riß die beiden Rappen im letzten Augenblick so stark herum, daß unter ihren Hufen die Funken stoben. Damit nahm er Kurs auf das Friedhofstor.

Es war geschlossen.

Er mußte jetzt abbremsen!

Der Kutscher tat nichts dergleichen. Im Gegenteil. Er knallte zweimal mit seiner Peitsche, und die Höllenkutsche fuhr durch das geschlossene Tor.

Plötzlich war sie nicht mehr zu sehen.

Ken Willard atmete tief ein. »Ich werde noch wahnsinnig!« jammerte er. »Ich werde noch verrückt. Himmel, das kann doch nicht wahr sein. Erst die Sache auf dem Friedhof und jetzt…«

Er lief zur Tür, legte sein Ohr gegen das Holz und lauschte.

Das Stampfen der Hufe und Rasseln der schweren Räder war verstummt. Stille herrschte.

War die Kutsche weitergefahren, oder hatte sie hinter dem Leichenhaus gehalten?

Ken Willard wünschte sich eine Antwort auf die brennenden Fragen, doch er traute sich nicht, selbst nachzuschauen. Wenn nur dieser Chinese dagewesen wäre. Er mußte den Lärm doch auch gehört haben. Warum kam er denn nicht?

Ken Willard wurde immer nervöser und auch ängstlicher. Er hielt es kaum in seiner Bude aus, wollte am liebsten wegrennen, oder sollte er jetzt die Polizei benachrichtigen.

Schritte!

Willard horchte auf.

Dumpf hallend drang das Echo an seine Ohren. Der Chinese hatte einen anderen Gang. Vielleicht war es der Kutscher.

Mein Gott, laß es nicht wahr sein, betete Willard und horchte gleichzeitig angespannt.

Die Schritte näherten sich seinem Raum, wurden lauter, irgendwie fordernder.

Wollte der Unheimliche zu ihm?

Nein, er ging vorbei.

Willard fiel ein Stein vom Herzen.

Schwer ließ er sich auf den Stuhl fallen, legte seine Hand gegen die linke Brusthälfte und merkte, wie sein Herz pochte.

Überlaut…

Das war die Aufregung. In diesen Sekunden beschloß Ken Willard, den Job an den Nagel zu hängen. Den Streß hielt er einfach nicht mehr durch.

In der Kanne war noch etwas Kaffee. Hastig kippte Willard ihn in den Trinkbecher. Er war so nervös, daß er die Hälfte verschüttete. Willard

setzte an, um zu trinken.
Er kam nicht dazu.
Die Schritte kehrten zurück.
Diesmal von der anderen Seite. Augenblicklich klopfte sein Herz schneller. Hatte es sich der Unheimliche überlegt? Kam er nun zurück, um ihn zu holen?
»Nicht, nein!« flüsterte Willard. »Bitte nicht…«
Die Schritte verstummten.
Vor seiner Zimmertür!
Sekundenlang geschah nichts. Atemlose Spannung legte sich über den Raum.
Dann bewegte sich die Klinke nach unten – ein Ruck, und die Tür war offen.
Auf der Schwelle stand der Unheimliche mit dem Zylinder.
Ken Willards Angst entlud sich in einem markerschütternden Schrei!

***

Wir starrten uns für Bruchteile von Sekunden an. Dem Vampir und mir wurde klar, daß wir Todfeinde waren.
Die Beretta steckte in meiner rechten Manteltasche. Ich riß sie hervor und feuerte.
Genau in dem Augenblick, als der Vampir seinen Schädel einzog. Die geweihte Silberkugel pfiff über ihn hinweg und jagte in den oberen Teil des Fensterkreuzes.
Dann war der Blutsauger verschwunden.
Durch das zerstörte Fenster hörten wir die gräßlichen Geräusche. Stöhnen, schreien und wimmern. Dabei konnte einem wirklich angst und bange werden.
Gleichzeitig mit Bill Conolly lief ich vor bis zum Fenster. Mein Freund wußte Bescheid, stellte keine langen Fragen, sondern senkte die Arme und legte die Hände so gegeneinander, daß ich hinaufsteigen konnte.
Er baute mir eine Leiter. Das Fenster lag einfach zu hoch, um es normal zu erreichen.
Ich stieg auf Bills Hände.
»Hast du’s, John?«
»Okay.«
Bill reagierte prompt. Er gab mir Schwung, so daß ich mich hochschnellen konnte und anschließend beide Hände um den unteren Fensterrahmen klammerte.
Natürlich hingen noch Splitter in dem Fensterausschnitt, und ich mußte höllisch achtgeben, daß mir solch ein scharfer Gegenstand nicht den Hals aufritzte. Mit dem Pistolenkolben schlug ich die gröbsten Stücke beiseite. Dabei stellte ich fest, daß meine beiden

Handballen bluteten. Ich hatte in kleine, spitze Scherbenreste gefaßt. Ich drehte mich zur Seite und stieg durch die rechte Hälfte des Fensters ein. Der Vorhang war zurückgeschoben worden. Mein Blick fiel in den großen Raum.

Grausame Gestalten gaben sich dort ein Stelldichein. Eine Schreckensvorstellung, wie sie sich ein Horrorfilm-Regisseur nicht besser hätte ausdenken können.

Ein Vampir war ebenso vertreten wie zwei Ghouls und ein Monster, das aus Frankensteins Hexenküche persönlich zu stammen schien. Ich sah auch weibliche Zombies. Bei zwei von ihnen klirrten Kettenreste an den Handgelenken.

Doch die Monster waren nicht unter sich.

Zwei Männer lagen am Boden.

Menschen wie Bill und ich.

Und die verfluchten Monster waren dabei, die Männer zu töten. Mich interessierte nicht, wie sie in das Schloß gekommen waren, ich wußte nur, daß ich sie retten mußte.

Ich ließ mich nach vorn fallen und zog noch während des Sprungs meine Pistole.

Zuerst wollte ich die beiden Ghouls aufs Korn nehmen, denn sie befanden sich in unmittelbarer Nähe ihrer Opfer.

Es blieb beim Vorsatz.

Plötzlich und aus dem Nichts kommend, legte sich ein nebulöser Schleier über den Raum, der hin und her tanzte, sich seine Ziele suchte und in die Untoten eindrang.

Bevor ich den ersten Schuß abfeuern konnte, waren die Horrorgestalten verschwunden.

Das gab es doch nicht.

Ich wischte mir über die Augen. Nichts. Leer das Zimmer, bis auf die beiden am Boden liegenden Männer.

Narrte mich etwa der Spuk? Hatte ich schon Halluzinationen? Aber Bill hatte diesen Vampir auch gesehen. Er würde mir bestätigen, daß ich nicht verrückt war. Welch starke Magie war hier am Werke?

»John!« Bills Stimme. »John, was ist los? Hör doch!«

Ich drehte mich um und schaute aus dem Fenster.

Bill blickte zu mir hoch. Verständnislos. »Was ist geschehen?« fragte er. »Wo steckt der Vampir. Ich habe keinen Schuß gehört.«

»Was geschehen ist, weiß ich auch nicht.«

»Komm, hilf mir mal hoch.«

Ich beugte mich so weit aus dem Fenster, daß Bill meinen ausgestreckten Arm an der Hand fassen konnte. Dann zog ich meinen Freund zu mir heran. Er stützte sich noch mit den Händen ab und kletterte in das Innere des Schlosses.

Ich schaute mir meine rechte Hand an. Sie blutete. Um das Blut zu

stillen, preßte ich ein Taschentuch auf die kleinen Wunden.

Sprachlos schaute sich Bill Conolly um. Er hob die Schulter und versuchte ein Lächeln, was ihm jedoch mißlang.

Ich sprach ihn an. »Du hast doch auch den Vampir gesehen, nicht wahr?«

»Klar. Was soll die Frage.«

»Und jetzt ist er verschwunden.«

»Hat er sich irgendwo versteckt?«

Ich lachte auf. »Schön war's. Nein, der Blutsauger hat sich in Luft aufgelöst. Einfach so. Und mit ihm sechs andere Monster. Darunter Zombies und Ghouls.«

»Du willst mir wohl einen unterjubeln?«

Ich schüttelte den Kopf. An meinem Gesicht erkannte Bill, wie ernst es mir war. Und der Reporter glaubte mir. Schließlich kämpfte er schon lange genug an meiner Seite, um zu wissen, daß selbst das Unmögliche manchmal möglich wurde.

Er wies auf die beiden jungen Männer. »Was ist mit denen da?«

»Sie sind von den Monstern angegriffen worden. Ich kam gerade noch zur rechten Zeit.«

»Sieht aus, als wären sie tot«, meinte Bill.

»Mal den Teufel nicht an die Wand.« Ich deutete in die Runde. »Hier muß ein harter Kampf stattgefunden haben, wenn ich mir das so ansehe.«

Wir gingen auf die Männer zu. Sie bluteten zwar aus einigen harmlosen Wunden, aber sie lebten.

Wir atmeten auf.

Zuerst öffnete der Rothaarige die Augen, nachdem ich ihm ein paarmal gegen die Wange geschlagen hatte. Ängstlich schaute er sich um, sah in mein Gesicht und stieß einen Schrei aus.

»Beruhigen Sie sich«, sagte ich. »Sie sind in Sicherheit.«

»Die Monster!« schrie er. »Die Monster – sie kommen…!«

Ich schaute Bill an. »Da hast du's«, flüsterte ich. Danach wandte ich mich dem Unbekannten zu. »Können Sie aufstehen, Mister?«

»Und die Monster?«

»Sind verschwunden. Wir kamen gerade noch zur rechten Zeit. Sie brauchen keine Angst mehr zu haben.« Dieses sagte ich entgegen meiner Überzeugung, denn ebenso schnell wie die Monster verschwunden waren, konnten sie auch wieder auftauchen.

Ich half ihm hoch. Bill führte ihn zu einem Stuhl, damit er sich hinsetzen konnte.

»Wer sind Sie?« fragte er.

»Wir sagten unsere Namen.«

»Wie kommen Sie hierher?«

Ich lächelte. »Nachdem wir uns vorgestellt haben, hätten wir auch

gern Ihren und den Namen Ihres Freundes gewußt.«
»Sorry. Ich heiße Flint. Dean Flint. Und mein Freund hört auf den Namen Harry Salem.«
Ich nickte. Die Namen sagten mir nichts. Ich hatte sie noch nie gehört.
Bill Conolly kümmerte sich um Harry Salem. Er kniete neben ihm. »Scheint nicht allzu schlimm zu sein, John. Nur eine Beule am Hinterkopf.«
Ich war froh darüber und wandte mich wieder an den Rothaarigen. »Können Sie mir vielleicht verraten, was Sie hier gesucht haben?«
»Sie fragen, als wären Sie Polizist«, antwortete er und verengte die Augen.
»Vielleicht bin ich einer.«
»Wirklich?«
Zum Beweis holte ich meinen Ausweis hervor.
Flint schaute ihn sich an und verzog das Gesicht. »Auch das noch, Scotland Yard.«
Ich wurde hellhörig. »Das klingt ganz so, als hätten Sie und Ihr Freund einiges auf dem Kerbholz.«
Er grinste. »Das wissen Sie doch selbst, Mister.«
»Nein, klären Sie mich mal auf.«
»Hören Sie, Ihr Bluff zieht nicht. Hat man Sie durch die Konkurrenz gewarnt.«
Ich ging auf sein Spiel ein. »Vielleicht.«
»Hm.« Er schaute mich an. »Ist ja auch egal. Ich werde sowieso aussteigen, nach allem, was vorgefallen ist.« Er schaute sich ängstlich um, als erwartete er eine Rückkehr der Monster. »Haben Sie mal ‘ne Zigarette?«
Ich kramte die Schachtel hervor und gab ihm das Stäbchen. Ich selbst rauchte nicht.
»Die Sache war so«, fing Dean Flint an. »Wir wollten uns in diesem Schloß nur mal umsehen.«
»Ach«, sagte ich. »Weiter nichts?«
»Natürlich, Oberinspektor. Sie wissen doch, die alten Sachen. Der Plunder gehört keinem und steht nur um. Da dachten wir, schauen wir mal nach, was sich so mitnehmen läßt.«
»Sind Sie mit einem Wagen gekommen?« hakte ich nach.
»Nein, zu Fuß.«
»Dann haben Sie vielleicht die schwarze Kutsche gesehen?«
Flint schüttelte den Kopf. »Nie und nimmer. Außerdem sind wir nicht den Hauptweg hochgestiegen, sondern haben es von der anderen Seite versucht. Eine Schinderei, kann ich Ihnen sagen. Aber was ist mit der Kutsche?«
»Vergessen Sie’s. Erzählen Sie mir lieber, wer Ihnen von diesem

Schloß erzählt hat.«
»Wir fahren über Land, übernachten in einfachen Gasthöfen und mischen uns unter das Volk. Abends bei Bier oder Brandy hörte man so einiges. Und auch von diesem Schloß haben wir gehört. Hier traute sich ja niemand hoch.« Er lachte bitter. »Jetzt weiß ich auch den Grund. Harry und ich wollten es eben versuchen. Abschleppen kann man hier eine Menge.« Er deutete in die Runde.
»Mit solchen Geschäften bestreiten Sie und Ihr Kumpan den Lebensunterhalt?«
»Man kann es so ausdrücken.«
»Das ist nicht gerade gesetzlich«, hielt ich ihm vor.
»Was wollen Sie machen, Oberinspektor? Die Zeiten sind schlecht. Und für alte Klamotten zahlen die Leute noch was.«
»Ja, ja.«
Bill hatte bis jetzt schweigend zugehört. Nun fragte er: »Welche Schlösser und Burgen haben Sie denn schon ausgeraubt während Ihrer ›Laufbahn‹?«
»Das weiß ich gar nicht.«
»Warum lügen Sie?«
»Ich lüge nicht. Ich kann die Namen nicht alle behalten. In manchen Schlössern haben wir auch gar nichts gefunden, zum Beispiel wenn die Konkurrenz schon vor uns da war.«
Ich wechselte das Thema. »Erzählen Sie, was Sie hier vorgefunden haben. Wie sind Sie in die Burg gekommen?«
»Es war alles offen. Die Tür nach draußen hat nämlich der Vampir abgeschlossen. Vorher konnte man einfach so den Laden betreten.« Er grinste.
»Und dann sahen Sie die Monster?«
»Ja, verdammt. Wir standen oben auf der Galerie und schauten uns um. Wir überlegten, wo wir zuerst hingehen sollten – und plötzlich tauchten sie auf.«
»Woher kamen sie, Mr. Flint?«
»Von irgendwoher.« Er sah meinen skeptischen Blick und unterstrich seine Antwort mit einem heftigen Nicken. »Wirklich, sie waren auf einmal da. Ich kann Ihnen mehr nicht sagen, Sir. Wirklich nicht.« Er deutete zur Galerie hoch. »Wie gesagt, dort standen wir. Die Monster bauten sich hier unten auf und starrten zu uns hoch. Ich bin runtergegangen.«
»Hatten Sie eine Waffe?« fragte ich.
Flint bückte sich und schaute unter den großen Tisch. »Da liegt er. Im Eifer des Gefechts habe ich ihn verloren. Es ist ein Totschläger. Den habe ich mit nach unten genommen. Aber genützt hat er nicht viel. Bei dem einen Typ habe ich zugeschlagen. Ohne Erfolg. Ja, Sir, so war es.« Er schüttelte sich noch im Nachhinein.

Das mußte ein Ghoul gewesen sein, mit dem er gekämpft hatte. Ein widerliches Geschöpf.

Flint fuhr fort. »Ich packte mir dann den Stuhl, der da liegt, denn die Monster hatten sich auf meinen Partner gestürzt. Damit räumte ich dann etwas auf. Es waren jedoch zu viele. Sie stürzten sich auf mich. Wenn Sie nicht gekommen wären, hätte es böse für uns ausgesehen, Sir. Mich kriegt keiner mehr in solch ein Schloß. Harry wird es ebenso gehen.«

»Na hoffentlich«, sagte ich.

Harry Salem, sein Kumpan, kam wieder zu sich. Er stöhnte auf und tastete nach seinem Hinterkopf. Als er uns sah, drang ein Schrei über seine Lippen.

Flint lief zu ihm. »Okay, Harry, wir sind okay. Die beiden Gents hier haben uns gerettet.«

»Und die… die Monster?«

»Sind verschwunden.«

»Wirklich?«

»Ja, glaub es mir.« Flint bückte sich und half seinem Freund auf die Beine.

»Mein Kopf«, stöhnte Harry.

»Ist noch dran«, erwiderte Flint. »Wir werden so schnell wie möglich die Burg verlassen, dann ist alles wieder okay.« Flint setzte Harry auf einen Stuhl. »Das sind Polizisten«, erklärte er Harry Salem.

Bill hatte sich zwar nicht als solcher ausgegeben, doch ich ließ die beiden in dem Glauben.

»Immer noch besser als Monster«, stöhnte Harry.

Da hatte er recht. Obwohl wir auch etwas gegen die beiden unternehmen mußten. Wir wußten, daß es Antiquitätenräuber gab. Dieses Geschäft blüht zur Zeit.

Ich sprach die beiden Männer an. »Es ist mir völlig klar, daß Sie so rasch wie möglich von hier verschwinden wollen. Aber nicht allein. Sie werden mit uns fahren.«

»Wann denn?« fragte Flint. »Sofort?«

»Nein.«

Sein Gesicht nahm einen enttäuschten Ausdruck an. »Was sollen wir noch hier? Wenn die Monster zurückkehren, sind wir verloren, dann ist alles aus.«

»Ich sehe mich zuvor in diesem Schloß ein wenig um«, erklärte ich den beiden. »Mr. Conolly wird so lange bei Ihnen bleiben und auf sie achtgeben.«

Bill war nicht begeistert. »Muß das sein, John?«

»Ja, es muß. Diese Burg birgt irgendein Geheimnis. Das möchte ich herausfinden.«

»Paß nur auf.«

Ich winkte ab. »Wird schon schiefgehen.«

»Und was ist, wenn Ihnen die Monster begegnen?« fragte Dean Flint.

»Ich weiß mich schon zu wehren.« Er hob die Schultern. »Okay, Sir, das ist Ihr Bier. Wenn Sie unbedingt Selbstmord machen wollen…«

»Das habe ich nun nicht gerade, vor«, erwiderte ich lächelnd, nickte Bill Conolly noch einmal zu und ging.

Ich war gespannt, welche Überraschungen mich in diesem Schloß noch erwarten…

***

»Sei ruhig!« fuhr der unheimliche Kutscher Willard an.

Der Friedhofswärter verstummte. Sein Mund klappte zu, als hätten unsichtbare Hände seine beiden Kiefer zusammengeschlagen. Willard wankte zurück. Als er die Tischkante an der Hüfte spürte, blieb er stehen.

Der Kutscher trat vor.

Jetzt sah Willard ihn genauer.

Der Unheimliche trug einen altmodischen schwarzen Anzug. Aus den Jackenärmeln ragten Skeletthände. Der Schädel schimmerte bleich, und der Zylinder darauf wirkte irgendwie lächerlich.

Aber die Horrorgestalt machte keinerlei Anstalten, Ken Willard zu töten. Das beruhigte den Mann ein wenig.

»Wo ist er?« fragte der Kutscher. Die Worte drangen dumpf aus seinem Maul.

»Wer?« Willards Stimme zitterte.

»Grimes, der Ghoul!«

»Ich… ich kenne ihn nicht.«

»Du lügst!«

»Nein, ich lüge nicht. Wirklich nicht. Ich habe den Menschen noch nie gesehen.«

»Er ist kein Mensch.«

Diese Worte hörte auch Suko. Der Chinese war, nachdem er den Schrei gehört hatte, sofort gestartet. Er war zwar recht forsch losgestürmt, verhielt den Schritt jedoch, da er keine unmittelbare Gefahr für Leib und Seele des Friedhofswärters sah.

Suko schlich auf Zehenspitzen weiter. In der rechten Hand hielt er die Dämonenpeitsche, um sie im richtigen Moment einsetzen zu können. Er bewegte sich dicht an der Wand entlang und blieb neben der offenen Tür im toten Winkel stehen.

Shao war zurückgeblieben. Zwar nicht bei der Kutsche, aber doch innerhalb der Leichenhalle. Sie stand so, daß sie ihren Freund noch sehen konnte.

Wieder sprach der unheimliche Kutscher. »Er muß aber hier gewesen sein.«

»Nein, so glauben Sie mir doch«, jammerte Willard.

»Ich war in der Leichenhalle und habe alles gesehen. Du sagst mir auf der Stelle, wo Grimes steckt. Es ist wichtig. Wenn du dich weigerst, stirbst du!«

Die Situation spitzte sich zu. Suko holte tief Atem. Er konnte den armen Willard jetzt nicht allein lassen, sondern mußte etwas für ihn tun.

Lautlos ging er die nächsten beiden Schritte und stand dicht vor der offenen Tür.

Der Kutscher wandte ihm den Rücken zu. Suko hätte ihn mit einem Schlag der Dämonenpeitsche erledigen können, doch er zögerte. Vielleicht redete der Kutscher weiter und lüftete weitere Teile des Geheimnisses.

»Zum letztenmal, rede!« fuhr er den Friedhofswärter an.

Willard fiel auf die Knie. »Nein«, jammerte er. »Ich weiß wirklich nichts, so glaube mir doch!«

»Dann stirb«, sagte der Unheimliche.

Da griff Suko ein. »Warum fragst du mich nicht, du Knochenkerl?« erkundigte er sich mit sanfter, aber ernster Stimme…

***

Ich hatte mehrere Möglichkeiten, um den Raum zu verlassen. Ich konnte Seitentüren nehmen und auch die Treppe zur Galerie hochsteigen, um dort in einen der beiden Flügel zu verschwinden.

Ich ging davon aus, daß dieser Count of Montano noch existierte. Auf welche Weise auch immer. Allerdings nicht der letzte Graf, sondern sein blutrünstiger Vorgänger.

Ihn hoffte ich zu finden.

Natürlich dachte ich dabei auch an die Monster, und es war mir klar, daß ich so ziemlich auf verlorenem Posten stand, wenn sie konzentriert angriffen.

Das Risiko mußte ich eingehen.

Ich schritt nicht die Treppe hoch, denn ich ging davon aus, daß sich in der oberen Hälfte der Burg bestimmt keine Verstecke befanden. Eher in den Verliesen, die allerdings mußten erst einmal gefunden werden.

Mein Weg führte mich in den Ostflügel des Schlosses. Ich gelangte in einen Rittersaal, in einen hohen Raum, dessen Wände mit gewaltigen Schlachtszenen bemalt waren. Es war schon beeindruckend, was ich da zu sehen bekam. Ich hatte eine Taschenlampe mitgenommen und beleuchtete meinen weiteren Weg, denn das durch die Fenster fallende schwache Licht reichte kaum aus, um die gewaltigen Räume nur annähernd zu erhellen.

Der Staub lag fingerdick auf dem Steinboden, so daß meine Füße

deutliche Spuren hinterließen. Ansonsten war der Rittersaal leer, nur neben der großen, doppelflügeligen Ausgangstür standen zwei alte verrostete Rüstungen.

Ich blieb stehen und klappte die Visiere der beiden Rüstungen hoch. Niemand verbarg sich darin.

Man mußte mit allem rechnen.

Ich verließ den Rittersaal und sah vor mir eine Steintreppe, die in die Höhe führte.

Vierzehn Stufen zählte ich, stand dann vor einer schmalen, nach oben kreisbogenförmig zulaufenden Tür und drückte sie auf.

Eisiger Wind fuhr mir ins Gesicht und erinnerte mich an die draußen herrschende Kälte.

Ich befand mich auf einem außen an der Schloßmauer entlanglaufenden Wehrgang. Ihn deckte ein schützendes Dach aus morschem Holz. Das Steingeländer an der linken Seite sah noch ziemlich stabil aus. Ich blieb stehen, legte meine Hände auf das Geländer und schaute nach unten in den Schloßhof.

Still und friedlich lag er vor mir. Wenn ich den Kopf nach links drehte, sah ich Licht aus dem Fenster fallen, durch das wir eingestiegen waren.

Geradeaus befand sich das offene Burgtor. Dahinter stand der Bentley. Von ihm konnte ich den rechten Kotflügel sehen.

Irgendwie kam mir der Wagen fehl am Platz vor. Er paßte einfach nicht in diese alte, düstere Umgebung.

Ich ging weiter.

Der Wehrgang führte nicht in gerader Linie um das Schloß herum, sondern schlug einen leichten Kreisbogen. So lief er praktisch an der Außenmauer vorbei und endete am Burgturm.

Ich schaute in die Höhe.

Dieser Turm war schon gewaltig. Wenn man direkt davor stand, konnte man richtig Angst bekommen.

Sollte ich hochsteigen?

Ja, schließlich befand ich mich auf der Suche nach dem blutrünstigen Grafen, und ich war fest davon überzeugt, daß er hier irgendwo herumspukte.

Warum nicht im Turm? Denn gerade diese Schloßtürme waren in den vergangenen Zeiten oftmals zu Gefängnissen umfunktioniert worden. Vielleicht fand ich oben im Turm Spuren.

Ich packte die große gußeiserne Klinke und hatte Glück, denn die Tür war offen.

Sie quietschte erbärmlich in den Angeln, als ich sie vollständig aufzog, und ich hatte dabei das Gefühl, das Geräusch müßte auf dem gesamten Schloßhof zu hören sein und würde die anderen, meine Gegner, warnen.

Ich warf einen ersten Blick in den Turm.

Sofort fiel mir die alte, geländerlose Steintreppe auf, die sich schon nach der ersten Wendel im Dunkeln verlor.

Ich trug nur meine Bleistiftlampe bei mir. Sie war zürn Glück mit einer leistungsstarken Batterie ausgestattet, so daß sie ziemlich lange brannte.

Hier unten sah die Treppe noch ziemlich stabil aus. Ich wußte jedoch nicht, wie es weiter oben aussah. Die Gedanken kamen nicht von ungefähr, denn ich kannte Türme dieser Art, wo die Treppe zum Teil eingestürzt war.

Unwillkürlich wurde ich an einen Fall erinnert, der Jahre zurücklag. Da spielte auch ein Turm eine entscheidende Rolle. Dort oben hatte ich Dr. Tod endgültig besiegt.[3] Ich war froh, daß dieser schreckliche Gegner nie mehr auftauchte, denn die anderen hielten mich genug in Atem.

Ich schritt die Stufen hoch. Zu beiden Seiten befanden sich die runden Wände. Sie bestanden aus rohen Steinen.

Unter meinen Füßen knirschten kleinere Steine und Dreck. Ich sah Spinnweben im Schein des schmalen Lichtstrahls blitzen. Wenn ich an ihnen vorbeischritt, gerieten sie in zitternde Bewegungen.

Schon bald merkte ich an meinen Beinmuskeln, was dieser Aufstieg von mir verlangte. Ich mußte tiefer Luft holen, um nicht japsend oben anzukommen.

Hin und wieder blieb ich stehen und lauschte. Ich rechnete mit allem. Mit überraschenden Angriffen aus dem Unsichtbaren, aber auch mit Verfolgern.

Zu meinem Glück blieb ich unbelästigt.

Stufe für Stufe ließ ich hinter mir. Der Lichtstreifen tanzte voran. Hin und wieder passierte ich kleine, schießschartenartige Öffnungen im Mauerwerk. Dann traf mich jedesmal ein von draußen wehender kalter Luftzug.

Schließlich traf das ein, womit ich fast gerechnet hatte. Ein Teil der Treppe war eingebrochen. Die Stufen hörten plötzlich auf und führten erst wieder eine Körperlänge weiter nach unten.

Dazwischen klaffte ein Abgrund.

Ich blieb stehen und schaute hinunter, wobei ich gleichzeitig den Arm mit der Lampe senkte.

Der Strahl verlor sich in der Tiefe, was mir zeigte, daß ich bereits eine gewaltige Strecke zurückgelegt hatte. Es gab für mich zwei Möglichkeiten. Weitergehen oder zurücklaufen. Ich entschied mich für das erstere. Jetzt hatte ich bereits einen großen Teil des Wegs hinter mir, und kneifen wollte ich auch nicht mehr.

Mit gemischten Gefühlen schätzte ich die Entfernung ab. Unüberbrückbar erschien sie mir nicht, aber trotzdem, ich konnte

keinen großen Anlauf nehmen.
Mir blieb ein Sprung aus dem Stand.
Den riskierte ich.
Ein paarmal bewegte ich meinen Körper hin und her, bis ich genügend Schwung gesammelt hatte. Dann stieß ich mich ab. Für eine mir endlos erscheinende Sekunde schwebte ich über dem gefährlichen Abgrund – dann hatte ich es gepackt.
Mit den Füßen zuerst landete ich auf der Stufe und warf mich sofort nach vorn.
Mit den Händen kam ich auf, kletterte in dieser Körperhaltung drei Stufen höher und atmete erst einmal tief durch.
Jetzt stand mir der Schweiß auf der Stirn. Wenn ich im Nachhinein darüber nachdachte, hatte ich doch einiges riskiert.
Ich schaute nach vor. Bis zur Turmspitze konnte es meiner Ansicht nach nicht mehr weit sein. Mit diesem Gefühl machte ich mich auf den nächsten Weg.
Forsch ging ich diese Etappe an und erreichte wenige Minuten später das Ziel.
Die Treppe mündete vor einer Holztür.
Was lag dahinter.
Ich spürte das Vibrieren meiner Nerven und war davon überzeugt, den Zipfel eines Geheimnisses lüften zu können.
Das Holz war feucht und sah auch brüchig aus. Auf den Eisenbeschlägen lag der Rost. Zudem hing das gesamte Gebilde schief in den Angeln.
Es war nicht still hier oben. Um den Turm herum jaulte und pfiff der kalte Nachtwind. Er drang durch die schmalen Schießscharten und erzeugte jammernde Geräusche.
Wie das Wehklagen eines Totenchores…
Meine linke Hand legte ich auf die Türklinke und drückte sie nach unten.
Mit einem Ruck zog ich die Tür auf. Die rechte Hand steckte dabei in der Manteltasche. Mit den Fingern hielt ich den Griff der Beretta umklammert.
Ich trat über die Schwelle – und befand mich in einer anderen Welt. Nie hatte ich so etwas in diesem Turmzimmer vermutet.
Blakende Petroleumleuchten erhellten es soweit, daß fast alle Gegenstände zu erkennen waren. Ich sah einen Teppich auf dem Boden liegen, zwei kleine Tische und dazwischen einen hochlehnigen Stuhl.
Er war besetzt.
Von einem Mann!
Unwillkürlich hielt ich die Luft an, als mein Blick diese Gestalt sah.
Der Mann war uralt. Er konnte sich nicht mehr aufrecht halten,

sondern hockte gebeugt auf dem hochlehnigen Stuhl. Sein Gesicht war eingefallen, die Augen lagen tief in den Höhlen und zeigten einen stumpfen Ausdruck.

Lebte der Mann noch?

Er atmete jedenfalls nicht mehr.

Aber er hob den Kopf. Strähnige, wie gebleicht wirkende Haare, fielen dabei über sein Gesicht. Die Lippen bewegten sich, und die lange gekrümmte Nase zitterte.

Er kicherte. Dieses Geräusch trieb mir eine Gänsehaut über den Rücken. Hatte ich etwa einen Wahnsinnigen vor mir?

Mit leiser, hohl klingender Stimme sprach er mich an. »Treten Sie näher, mein Herr. Es hat lange gedauert, bis jemand den Weg zu mir fand.«

»Wer sind Sie?« fragte ich.

»Ich bin der Count of Montano.«

»Der ist tot!«

»Nein, Sie irren sich, mein Herr. Der wahre Count of Montano bin ich. Ich bin der Höllengraf!«

Das hatte ich mir fast gedacht, doch nun bekam ich die Gewißheit. »Dann haben Sie die Zeiten überlebt?« erkundigte ich mich.

»Ja, ich habe sie überstanden. Aber es war schlimm für mich, denn ich habe zahlen müssen. Viel sogar. Ich bin ein Gefangener der Hölle. Dieser Turm hier ist mein Reich. Man läßt mich nicht mehr heraus, bis…«

»Bis wann?« fragte ich, denn ich merkte, daß er nicht mehr weitersprach.

»Wenn der Auftrag erfüllt ist, dann habe auch ich meine Ruhe. Ich wollte immer leben, habe es mir gewünscht, aber nun bin ich ein Gefangener der Zeiten. Ich lebe nicht, ich sterbe nicht – ich vegetiere dahin. Und sie bewachen mich immer.«

»Wer sind sie?«

Er hob die Hand von der Sessellehne und schlug damit einen Halbkreis.

»Schauen Sie sich um, mein Herr. Sehen Sie nicht die beiden Rüstungen?«

Die waren mir tatsächlich bei meinem Eintritt nicht aufgefallen. Vielleicht weil sie an einer schattigen Stelle neben der Tür standen. Nun aber sah ich sie.

Diese Rüstungen hielten keinen Vergleich zu den rostigen Dingern stand, die ich bei meinem Herkommen gesehen hatte. Sie wirkten wie frisch geölt.

Und in ihnen steckte jemand!

Plötzlich glaubte ich auch, Modergeruch wahrzunehmen, den die Rüstungen ausströmten.

Hielten sich vielleicht die Ghouls darin verborgen?

Dem Gestank nach zu urteilen, ja. Nur – darüber brauchte ich mir erst einmal keine Gedanken zu machen, denn die beiden Gebilde kamen auf mich zu.

Und jede lebende Rüstung hielt ein scharf geschliffenes Schwert in der rechten eisernen Faust!

***

Der Unheimliche hörte Sukos Stimme und reagierte nicht. Jedenfalls war ihm nichts anzumerken.

Steif blieb er stehen.

Suko trat noch einen Schritt näher. Die Peitsche hielt er schlagbereit. Er würde es diesem Dämon schon zeigen.

»Dreh dich um!« befahl er.

Der Kutscher gehorchte. Für ihn war Willard vergessen, jetzt zählte nur noch der andere Gegner.

Er und Suko starrten sich an.

Der Chinese war über den Anblick nicht sehr entsetzt, er hatte schon schlimmeres gesehen, dieser Typ machte eigentlich eine eher lächerliche Figur mit seinem steifen Zylinder auf dem knöchernden Schädel.

Suko hätte ihn am liebsten sofort zum Teufel geschickt, doch erst sollte ihm der Kutscher einige brennende Fragen beantworten.

»Wo kommst du her, Freund?«

»Halte mich nicht auf, Chinese, denn ich habe eine wichtige Aufgabe zu erfüllen.«

»Gar nichts hast du«, erwiderte Suko kalt. »Du sollst nur meine Fragen beantworten, das ist alles!«

»Das große, dämonische Spiel ist in Gang gesetzt worden«, sagte der unheimliche Kutscher, »und niemand wird uns aufhalten. Hast du verstanden? Niemand, Chinese. Noch hast du die Chance. Verschwinde, wenn dir dein Leben lieb ist! Kümmere dich nicht um Sachen, die den Horizont des weltlichen sprengen. Du würdest es bitterlich bereuen.«

»Das laß nur meine Sorge sein«, erwiderte Suko kalt. »Ich will wissen, woher du kommst und welche Aufgabe du zu erfüllen hast. Wer hat dich geschickt?«

Der Kutscher dachte nach. Sekunden vergingen, während Ken Willard atemlos das Geschehen verfolgte.

»Nun gut«, sagte der Unheimliche schließlich. »Deine Neugierde soll befriedigt werden. Man nennt mich den Sammler, den Dämonensammler. Ich habe die Aufgabe, all die Wesen einzusammeln, die für sie wichtig sind.«

»Und wer ist sie?«

»Unsere Herrscherin. Die Frau, die bald das Diesseits und das Jenseits regieren wird.«

Er schwieg, doch Suko ahnte, von wem er sprach. Die Gedanken wirbelten in seinem Kopf. Erst das Auftauchen von Grimes, dem Ghoul, dann die Ankunft der Höllenkutsche, die diesen Ghoul wahrscheinlich abholen sollte. Und wegen einer Kutsche waren auch John Sinclair und sein Freund Bill Conolly unterwegs. Sollte es da Parallelen geben?

Ja, Suko glaubte fest daran.

»Ich weiß, wer deine Herrin und Herrscherin ist«, sagte er in die Stille hinein.

»Nun? Wer?«

»Sie heißt Asmodina!«

Der Dämonensammler war überrascht. Damit hatte er nicht gerechnet.

»Stimmt es?« hakte Suko nach.

»Ja, du hast recht. Du weißt sehr viel, Chinese. Zuviel, wie ich festgestellt habe.«

»Nein, leider noch zu wenig, denn ich will von dir erfahren, welches Spiel Asmodina treibt?«

»Das kann und will ich dir nicht sagen!«

»Dann töte ich dich!«

Der Kutscher lachte. »Womit denn?«

»Mit dieser Peitsche, die ich hier in der Hand halte. Es ist die Dämonenpeitsche, die wir Myxin, dem Magier, abgenommen haben. Ihrer vernichtenden Kraft hast du nichts entgegenzusetzen.«

Der Kutscher lachte. »Damit hast du recht, Chinese. Doch es gibt andere, die ihr etwas entgegenzusetzen haben. Zum Beispiel Grimes, der Ghoul.«

»Er ist nicht da!«

»O doch, er ist da! Du brauchst dich nur umzudrehen!«

Suko hatte in diesem Augenblick das Gefühl, eine eiskalte Hand würde über seinen Rücken streifen. Jetzt nahm er auch den widerlichen Geruch wahr, der durch die offene Tür in den kleinen Raum wehte.

Suko drehte sich um.

Allerdings nur soweit, daß er auch den Kutscher noch im Auge behalten konnte.

Der hatte nicht geblufft.

Im Gang stand tatsächlich Grimes, der Ghoul. Doch er war nicht allein. Die vor Angst erstarrte Shao hing in seinen starken Armen, und in der rechten Faust hielt Grimes ein Messer, dessen Spitze dicht vor Shaos Kehle endete…

***

Dean Flint schaute sich um.

»Was suchen Sie?« fragte Bill.

»Gibt es hier nichts zu trinken? Eine verdammt trockene Feier, meine ich.«

»Sie können sich ja Eis von draußen holen und das lutschen«, schlug der Reporter vor.

»Witzbold.« Dean Flint schaute sich um. Er machte schon wieder einen recht munteren Eindruck, im Gegensatz zu seinem Partner Harry, der noch ziemlich lädiert aussah.

Salem hing in einem Sessel und hatte den Kopf in die Hand gestützt. Bill wußte, daß er Schmerzen hatte.

Flint warf ihm hin und wieder einen Blick zu, der aber nichts über seine Gefühle verriet.

»Ihr Partner bleibt lange weg«, meinte er.

Bill hatte am Fenster gestanden und nach draußen geschaut. Nun drehte er sich um. »John Sinclair wird schon noch kommen.«

»Sie trauen ihm allerhand zu, wie?«

»Nicht ohne Grund.«

Flint lachte spöttisch. »Ist dieser Oberinspektor ein Supermann, der auch mit Geistern kämpft?«

»Möglich.«

»Vielleicht war das alles auch nur Einbildung«, meinte Flint nach einer Weile. »Je länger ich darüber nachdenke, um so sicherer werde ich mir.«

»Wenn Sie sich da nicht täuschen«, erwiderte der Reporter.

»Nein, nein, die Fantasie hat uns da einen Streich gespielt. Was meinst du, Harry?«

Salem hob die Schultern. Kalkweiß war sein Gesicht, und der Schweiß bedeckte die Haut. »Ich weiß nicht.«

»Komm, sag schon, alter Junge. Wir beide haben doch sonst immer zusammengehalten und werden es auch jetzt schaffen. Dieser Geisterkram – nichts wie Halluzination. Ich habe schon die tollsten Zaubervorstellungen gesehen. Da hat einer Menschen verschwinden lassen, sich selbst verdoppelt und was weiß ich nicht alles. Eine Illusion, mehr nicht. So wird das hier auch gewesen sein. Holographie, dreidimensionales Filmen. So war es.«

»Nein, Dean, die waren echt.«

Flint hatte bei Bill zwei Zigaretten geschnorrt. Eine davon steckte noch hinter seinem Ohr. Der Antiquitätenräuber zündete sich das Stäbchen an und blies den Rauch gegen die Decke. »Jetzt noch einen kräftigen Schluck, und die Sache ist ausgestanden.« Er schaute sich um. »Ich glaube, ich mache mich auf den Weg. Für Whisky habe ich eine Nase. Darauf könnt ihr Gift nehmen.«

»Sie bleiben hier«, sagte Bill.

Flint drehte sich. »Wer will mir das verbieten. Sie etwa, Meister?«

»Genau.«

»Ich lasse mir aber von Ihnen nichts verbieten«, erwiderte Dean Flint kalt.

»Denken Sie daran, was Mr. Sinclair Ihnen gesagt hat.«

»Ach, den Oberbullen haben sicherlich schon die Geister gefressen«, erwiderte Flint.

»Das Wort Oberbulle möchte ich überhört haben.«

Flint grinste. »Ich hab's aber gesagt. Und so meine ich es auch.«

»Hör doch auf damit.« Harry Salem versuchte seinen Freund zu bremsen.

»Nein, ich kann doch meine Meinung sagen.« Er streckte den Finger gegen seinen Partner aus. »Daß sie dich herumgekriegt haben, ist mir klar. So einen wie dich kann man ja leicht fertigmachen. Du warst schon immer eine Memme. Ich sehe dich noch, wie dich dieser Frankenstein-Verschnitt in seinen Klauen hatte. Was hast du unternommen? Gar nichts. Nur Schiß hattest du!«

»Jetzt reicht es, Flint!« zischte Bill Conolly.

Flint fuhr herum. »Sie haben mir überhaupt nichts zu sagen. Außerdem spreche ich mit meinem Partner.«

»Der ich nicht mehr bin, Dean, ich steige nämlich aus«, erwiderte Harry Salem fest.

»Wegen dieses kleinen Malheurs hier?«

»Hast du nicht das gleiche vorgehabt?«

»Ja, aber ich habe meine Meinung geändert. Kann man doch – oder?«

»Natürlich. Nur ohne mich.«

»Du bist mir ein Freund, Harry. Ein Weichling bist du. Eine Memme. Wo wärst du denn geblieben, wenn ich dich nicht unter meine Fittiche genommen hätte? Im Armenhaus…«

»Sie sollten jetzt Ihren Mund halten!« mischte sich Bill Conolly ein.

Flint hob eine Hand, und wedelte vor seinem Gesicht hin und her. »Ich weiß, die Wahrheit hört niemand sehr gern, das ist mir schon klar. Ich frage dich jetzt zum letztenmal, Harry: Willst du mit mir kommen?«

»Nein, Dean!«

Flint holte tief Luft und drückte die Zigarette aus. »Und wenn ich jetzt nach draußen gehe und verschwinde?«

»Das werden Sie nicht!« sagte Bill hart.

Sofort nahm Flint eine abwehrende Haltung ein. »Wer sagt das denn, Mister? Sie?«

»Genau.«

»Glaube kaum, daß Sie damit durchkommen.«

»Sei vernünftig, Dean«, mischte sich Harry Salem ein. »Es ist besser, wenn wir hier warten.«

»Ach, laß mich! Diesen Bullen haben doch längst die Ratten gefressen, oder die Geister.« Er schluckte. »Ich für meinen Teil lasse mir von dem Komiker da nichts be…«

Mitten im Satz schlug er zu.

Und er überraschte Bill Conolly.

Der Reporter mußte den Schlag voll nehmen. Bill sah plötzlich Sterne vor seinen Augen und flog zurück. Er kam gar nicht dazu, seine Waffe zu ziehen, damit er sich den Angreifer vom Leib halten konnte, denn Flint setzte sofort nach.

Er hatte vorhin seinen Totschläger aufgehoben und eingesteckt. Jetzt riß er ihn hervor.

»Nicht, Dean!« schrie Harry Salem, doch Flint hörte nicht. Er war wie von Sinnen.

Bill lag am Boden. Doch vor ihm stoppte Dean Flint und hieb kräftig mit dem Totschläger zu.

Bill Conolly winkelte seinen rechten Arm an und riß ihn hoch. Er konnte dem Hieb zwar nicht völlig entgehen, ihn jedoch abblocken.

Trotzdem hatte der Reporter das Gefühl, sein Arm wäre in zwei Teile gespalten worden. Unwillkürlich schrie er auf, was bei Dean Flint ein gemeines Lachen erzeugte.

Noch einmal holte er aus.

Da griff Harry Salem ein.

Er hatte sich eine tönerne Schale geschnappt, hob den Arm und schleuderte das Gefäß wuchtig gegen seinen ehemaligen Kumpan.

Die Schale knallte in Flints Rücken.

Der Mann schrie auf, taumelte nach vorn und vergaß, Bill Conolly ein zweites mal zu attackieren. Statt dessen rannte er auf das zerstörte Fenster zu.

Bill rollte sich zur Seite. »Nicht!« rief er. »Machen Sie keinen Fehler, Mann! Bleiben Sie hier!«

Flint hörte nicht oder wollte nicht hören. Er begann, aus dem Fenster zu klettern.

Bill kam auf die Füße. Er konnte dem Mann schlecht eine Kugel ins Bein schießen, um ihn so zu stoppen. Also mußte er ihn mit den Fäusten aufhalten.

Bill rannte auf das Fenster zu und achtete nicht auf die stechenden Schmerzen in seinem linken Arm.

Der Reporter kam zu spät.

Dean Flint hatte sich bereits auf die Fensterbank geschwungen und tauchte mit dem Oberkörper nach draußen.

Bill Conolly warf sich nach vorn. Er berührte Flint zwar noch, aber er bekam ihn nicht richtig zu packen. Wie ein Aal glitt ihm der Mann aus den Fingern.

Dann war er verschwunden.

Bill schluckte seine Wut hinunter, stützte sich auf der Fensterbank ab und schaute selbst nach draußen.

Dean Flint war gut aufgekommen. Noch in der Hocke drehte er sich um und grinste Bill an.

»Ich wünsche Ihnen alles Gute, Meister. Mich sehen Sie nicht mehr. Und grüßen Sie Ihren Kollegen, falls Sie ihn noch einmal lebend sehen.«

»Kommen Sie zurück, Mann!«

»Ach, halt die Schnauze!«

»Den Wagen können Sie nicht nehmen. Der ist abgeschlossen!« brüllte Bill ihm nach. »Und denken Sie an die Gefahren!«

»Da pfeife ich drauf. Ich will nur weg!« Mit gewaltigen Schritten rannte er über den Schloßhof, direkt auf das Tor zu, das ihm den Weg in die Freiheit bringen sollte.

Bill Conolly ahnte Schreckliches.

Und er hatte sich nicht getäuscht.

Dicht am Tor begann die Luft plötzlich zu flimmern. Sie wurde hellweiß, verdichtete sich dann, und plötzlich stand dort die Frankenstein-Gestalt. Die Materialisation ging so schnell vor sich, daß Dean Flint nicht mehr stoppen konnte.

Mit voller Wucht rannte er gegen das Monster. Flint wollte noch zurück, doch der Unheimliche war schneller.

Seine Pranken schossen vor und umklammerten Deans Kehle. Bill vernahm den erstickten Schrei, dieses Todesröcheln, und er pfiff jetzt selbst auf alle Vorsichtsmaßnahmen.

Er kletterte auf die Fensterbank, um nach draußen zu springen. Darauf hatten die anderen Monster nur gelauert.

In einem Raum über dem Erdgeschoß schauten die beiden untoten Frauen aus dem Fenster. Und sie reagierten genau richtig.

Während Bill noch halb aus der Öffnung hing, hörte er über sich ein Rasseln.

Er drehte den Kopf.

Zu spät.

Die Kette war schon unterwegs und umschlang mit gnadenloser Präzision seine Kehle…

***

Harry Salem hatte den Kampf mit weit geöffneten Augen beobachtet. Er konnte selbst nicht eingreifen, die Wurfaktion hatte ihn bereits zuviel Kraft gekostet. Denn die Schmerzen in seinem Schädel schienen zu explodieren.

Harry hoffte nur, daß der Reporter es schaffte.

Er hörte ihn rufen, sah jedoch nicht, was hinter ihm geschah. Denn unbemerkt und völlig lautlos war der elegant gekleidete Vampir auf

der Treppe erschienen.
Ihn lockte das Blut.
Das Blut der Menschen…
Auf seinem bleichen, hohlwangigen Gesicht lag ein grausames Lächeln, als er sich unhörbar dem ahnungslos dasitzenden Harry Salem näherte…
Ich befand mich teils in einer guten, teils in einer schlechten Position.
In einer guten deshalb, weil die beiden Ritter, wenn ich sie mal so nennen darf, recht unbeweglich waren. Die Rüstungen hinderten zu sehr.
In der schlechten, weil meine Silberkugeln machtlos gegen das Eisen waren. Sie würden daran abprallen wie Erbsen, wenn ich feuerte.
Der Höllengraf griff nicht in den Kampf ein. Er war dazu gar nicht in der Lage, sondern schaute nur zu.
Die Gegner attackierten mich zur gleichen Zeit. Und sie schlugen auch gleichzeitig zu. Die beiden Schwerter kamen von oben nach unten, doch da sie sehr langsam waren, konnte ich mit einer einfachen Drehung ausweichen.
Die Waffen verfehlten ich. Sie klirrten sogar gegeneinander.
Ich drehte mich um.
Jetzt hatte ich die beiden vor mir. Obwohl ihre Visiere nach unten geklappt waren, ließen sie doch ein kleines Gitter frei, durch das die Ghouls schauten konnten.
Hinter dem Gitter glaubte ich die gleichen Gesichter zu erkennen, wie ich sie schon unten im Schloß gesehen hatte.
Der rechts von mir Stehende stach mit seinem Schwert nach mir. Wieder wich ich aus und packte den eisernen Handschuh.
Für mich, der ich rasche und blitzschnelle Kämpfe gewohnt war, war es eine Auseinandersetzung wie in Zeitlupe. Kräftig stieß ich zu und kippte den Ghoul nach hinten. Er fiel gegen seinen Kumpan, der konnte sich nicht halten und prallte gegen die Mauer.
Sofort setzte ich nach.
Die beiden Ghouls hätten sich nicht in den Rüstungen verstecken sollen, denn ich war schneller. Bevor sie sich wieder fangen konnten, war ich bei dem ersten und klappte das Visier hoch.
Ein widerliches Gesicht starrte mich an, und ein gräßlicher Gestank drang in meine Nase. Die Masse Gewicht vor mir waberte in der Rüstung hin und her.
Dann mußte ich zur Seite springen, denn der zweite Ghoul wollte sich gegen mich werfen.
Er fiel zu Boden und rollte sich auf den Rücken. Er hatte es schwer, aufzustehen.
Ich kümmerte mich um den ersten, unterlief einen Schwerthieb,

packte den Ghoul und schob ihn aus der Tür hinaus.
Dahinter begann direkt die Treppe.
Dann gab es nur noch ein gewaltiges Poltern und Klirren, als der Ghoul in seiner Rüstung die Stufen hinunterstürzte.
Nun kümmerte ich mich um seinen Kumpan.
Er schaffte es nicht, aufzustehen, sondern sackte immer wieder zusammen.
Ich würde ihm helfen.
Mit dem Fuß trat ich auf seinen am Boden liegenden, ausgestreckten Waffenarm und klappte mit der linken Hand das Visier hoch. Die Beretta hielt ich schon in der Rechten. Ich zielte auf das Gesicht, der Finger lag am Abzug.
Das Gesicht war verschwunden!
Ich schaute in die leere Rüstung.
Das hätte ich nicht erwartet. Wütend fuhr ich herum und hörte den Alten kichern.
»Ja, Fremder, Asmodinas Magie ist stark und bietet immer wieder Überraschungen. Ich kann davon ein Lied singen.«
Was hatte er gesagt? Asmodina?
Ich wollte ihn fragen, doch ein Geräusch lenkte mich ab. Der Ghoul, den ich die Treppe hinuntergeworfen hatte, kam die Stufen wieder hoch.
Die Rüstung klapperte und schepperte – sie machte einen Höllenlärm.
Vor der obersten Stufe baute ich mich auf.
Der Ghoul kam. Schwerfällig stieg er die Stufen der Wendeltreppe hoch. Er wollte mich erledigen, doch auch ich war gewappnet. Ich hoffte nur, daß die Magie mich nicht abermals reinlegte und mir eine leere Rüstung präsentierte.
Er befand sich noch etwa zwei Armlängen vor mir, als er mit dem Schwert zustieß.
Es war einfach, diesem Streich auszuweichen. Ich griff dann noch zu, bekam den eisernen Handschuh zu fassen und zog mit einem Ruck daran.
Die Rüstung landete auf dem Boden.
Ich trat gegen die Schulter und rollte sie herum. Dann bückte ich mich und klappte das Visier hoch.
Leer!
Zum Henker noch mal, wieder hatte mir die Gegenseite einen Streich gespielt. Diese Monster konnten sich auflösen, wann immer sie wollten und wenn es gefährlich für sie wurde.
Wie eben.
Ich kam mir ziemlich lächerlich vor. Auch der Höllengraf kicherte wieder.

Er lachte mich aus.

Ich drehte mich auf der Stelle.

Noch immer hockte er auf seinem Platz und stierte mich an. »Ja«, krächzte er, »sie sind nicht so leicht zu besiegen. Asmodina hat sie mit ungeheuren Kräften ausgestattet.«

Asmodina!

Der Name war abermals gefallen.

Die Tochter des Teufels!

Sie lauerte im Hintergrund, wartete auf ihre Chance, denn zahlreiche Dämonen im Reich der Finsternis trauten dem Schwarzen Tod nicht mehr viel zu. Auch ich hatte ihn ein paarmal besiegt, wenn auch noch nicht endgültig. Aber das würde kommen, dessen war ich mir sicher. Das schien auch Asmodis, der Höllenherrscher zu wissen, denn nicht umsonst hatte er ein grauenvolles Geschöpf geschaffen – eben diese Asmodina, seine Tochter.

Als ich näher an die lebende Mumie heranging, da sah ich auch ihr Bildnis.

Hinter seinem Rücken an der Wand schimmerte ein Gesicht von teuflischer Schönheit. Dieses Gesicht hatte seinen Reiz, ohne Zweifel, aber die Augen strahlten eine solche Kälte aus, daß es mich schauderte.

Ihr Haar war rot wie die Flamme eines Feuers, das Kinn lief unten ein wenig spitz zu, und aus ihrer Stirn wuchsen zwei Hörner.

Teufelshörner!

Das Bild an der Wand war nicht alt. Es mußte im Nachhinein dorthin projeziert sein, und es sah aus, als würde es ein eigenes Leben führen.

Ich senkte meinen Blick und schaute wieder den Höllengraf an.

»Gegen sie kommst du nicht an«, erklärte er mir. »Sie ist zu mächtig.«

»Ich weiß.« Meine Erwiderung klang sehr gelassen.

Er kicherte wieder. »Warum bist du eigentlich hergekommen, wenn die anderen doch stärker sind?«

»Das muß sich erst herausstellen«, antwortete ich. »Noch hat Asmodina mich nicht besiegt.«

»Dann kennst du sie schon?«

»Ja.« Ich warf einen Blick auf die beiden Rüstungen. Sie lagen nach wie vor am Boden. Nichts deutete daraufhin, daß sie sich bewegten. »Ich möchte von dir etwas wissen«, sprach ich den Höllengraf an.

»Meine Geschichte?«

»Genau.«

»Ja, sie ist interessant, sehr interessant sogar. Ich werde sie dir erzählen, denn du sollst nicht unwissend sterben.«

»Wer sagt denn, daß ich sterben muß?«

»Alle, die hier eindringen, müssen sterben. Das ist nun mal so. Daran kann niemand etwas ändern.«

»Wir werden sehen. Noch lebe ich und warte auf deine Geschichte.«

»Ich bin uralt. Vielleicht zweihundert Jahre, vielleicht auch älter. Ich weiß es nicht genau, Damals, als ich jung war, da ging es mir gut. Da feierte ich rauschende Feste, da fürchtete und haßte man mich, denn ich nahm mir, was ich brauchte. Junge, hübsche Mädchen – ich brachte sie auf dieses Schloß und feierte mit ihnen wilde, ungezügelte Feste. Wer nicht gehorchte, der verschwand in den Folterkammern der Burg. Aber auch ich wurde älter und konnte den Lauf der Zeit nicht mehr stoppen. Doch ich wollte leben, jung bleiben, immer wieder das Leben genießen, es in vollen Zügen trinken. Nur – wie sollte ich das weiter machen, wenn ich alt wurde? Da kam mir die Idee. Ich hatte schon genug von den Teufelsanbetern und finsteren Magistern gehört. Ich ließ sie auf mein Schloß kommen, damit sie mich einweihten in die Geheimnisse der Schwarzen Magie. Meinen Söhnen erzählte ich nichts davon, das alles geschah heimlich. Oh, die Teufelsanbeter halfen mir sehr dabei und nach drei Monaten wußte ich Bescheid. Da war ich soweit in die Geheimnisse eingeweiht worden, daß ich die Beschwörung selbst durchführen konnte. Die anderen brauchte ich nicht mehr, sie interessierten mich nicht, und ich ließ die Teufelsdiener umbringen. Das war mein Fehler, denn auch sie paktierten mit dem Satan. Er erschien mir in Gestalt des Bocks, und er gab mir das ewige Leben. Doch als Greis. Das war seine Rache, weil ich die Teufelsdiener hatte umbringen lassen. Von da an ging alles schief. Mißernten auf meinen Gütern, Überfälle, Morde und Kriege. Ich zog mich zurück, lebte hier oben in dem Turm, und niemand, nicht einmal meine Nachkommen, wußten davon. Nur manchmal, wenn es mich packte, da verließ ich mein Versteck, um herumzugeistern, denn das machte mir am meisten Spaß. Ich war nicht mehr gefährlich, nur noch ein Wrack, dem Höllengrafen waren die Zähne gestutzt worden. Er war wie ein Raubtier ohne Gebiß.«

»Was hat Asmodina damit zu tun?« wollte ich wissen.

»Langsam, junger Freund, langsam. Sie kommt auch noch ins Spiel, aber das dauerte seine Zeit. Die Jahrhunderte vergingen. Zeit, die ich hier im Turm verbrachte, bis sich eines Tages der Teufel wieder meldete. Und das ist noch gar nicht so lange her.«

Ich beobachtete immer wieder die Umgebung, doch es tat sich nichts. Das Bild bewegte sich nicht, und auch die Rüstungen blieben still.

Der Höllengraf redete weiter. »Wie gesagt, er meldete sich, und er kündigte seine Tochter Asmodina an. Sie würde kommen, und ich müßte nur ihr gehorchen. Sie erschien auch. In Form eines Bildes, das sich hinter mir befindet. So konnte sie mich immer beobachten, sah was ich tat, und ich glaube, sie konnte auch meine Gedanken lesen. Ihr Geist nahm von diesem Schloß Besitz, und wie aus dem Nichts tauchte auch wieder die Höllenkutsche auf. Asmodina brauchte sie,

denn die Kutsche sollte ihre Getreuen sammeln.«

»Welche Getreuen?« hakte ich nach.

»Keine Ahnung. Ich weiß nur, daß sie ihre Diener sucht, um das Leichenhaus zu füllen.«

»Leichenhaus?« echote ich.

»Ja, Asmodinas Leichenhaus.«

»Wo liegt es?«

»Ich weiß es nicht. Frage mich nicht, frage den Teufel, mein Herr. Aber darum drehte sich alles. Du kannst es suchen, wenn du hier lebend herauskommst, aber ich glaube, du hast nicht die geringste Chance.«

»Das laß meine Sorge sein.« Ich fragte wieder nach der Höllenkutsche. »Sie ist also unterwegs, um Getreue zu sammeln, nicht wahr?«

»Ja, genau.«

»Und was sind das für Getreue? Sind es die Monsterwesen, die sich im Schloß aufhalten?«

»Genau erkannt.«

»Warum verschwinden Sie immer?«

»Sie stehen unter Asmodinas persönlichen Schutz. Immer wenn einem von ihnen Gefahr droht, greift sie mit starker Magie aus dem Jenseits ein.«

»Was geschieht mit ihnen?«

Der Höllengraf hob die mageren Schultern. »Wenn meine Aufgabe hier erfüllt ist, werde ich wohl sterben. Ich habe es nicht anders verdient, wenn ich ehrlich gegen mich selbst bin. Ich hätte den Pakt niemals schließen sollen. Ich wollte die Jugend und wurde der ewige Greis. Es ist schlimm, und deshalb möchte ich jeden warnen, der sich mit der Hölle verbinden will. Tut es nicht, macht nicht den Fehler, wie ich ihn gemacht habe. Der Satan betrügt immer!«

Es waren eindrucksvolle Worte, die mir der Höllengraf da sagte, doch ändern konnte er nichts mehr. Die Geschehnisse hatten nun einmal ihren Lauf genommen und waren nicht mehr aufzuhalten. Egal, was noch kam.

Tat mir der Count of Montano leid? ja, jetzt, in diesem Augenblick. Ich glaube, er hatte genügend gebüßt.

Er blickte mich an. Dabei kostete es ihn ungeheure Mühe, seinen Kopf zu heben. »Vielleicht schaffst du es«, flüsterte er. »Vielleicht…«

»Ich hoffe es sehr.«

»Wie lautet dein Name?«

»John Sinclair!«

Plötzlich schien so etwas wie Leben in sein Gesicht zu treten. »Diesen Namen habe ich bereits gehört. Er ist bekannt im Reich der Jenseitigen. Bekannt und auch gefürchtet. Ebenso wie der Name des

Professors aus Frankreich. Von euch beiden spricht man nur mit großen Haß, und manche haben Angst. Ihr habt den Dämonen schon zahlreiche Niederlagen beigebracht. Ich wünsche jetzt, daß es so weitergeht.«

Das wünschte ich mir auch. Nur – es war ein ungeheurer Kampf, denn die Führer aus dem Jenseits hatten Legionen an Dämonen zur Verfügung.

Ich schüttelte die trüben Gedanken ab und erkundigte mich noch einmal nach der Kutsche.

»Sie sammelt also die Getreuen der Asmodina ein?«

»Ja.«

»Aber wo? Wo taucht sie überall auf, und wo fährt sie noch hin? Das will ich wissen. Vielleicht kann ich helfen.«

»Es ist mir kaum etwas bekannt. Ich weiß nur, daß sich ein mächtiger Dämon auf die Seite der Höllenfürstin geschlagen hat.«

»Der Name?«

»Grimes, der Ghoul!«

Ich zuckte zusammen. Grimes! Plötzlich stand sein Bild wieder vor mir. Die widerliche Gestalt mit dem topfähnlichen Bowlerhut.

Die Ghouls hatten sich auf Asmodinas Seite geschlagen!

Eine schreckliche Vorstellung.

Ich dachte auch an Suko. War er nicht in London geblieben, um gewisse Dinge abzuwarten?

Zum Beispiel das Auftauchen der Ghouls? Hatte es nicht Meldungen gegeben über aufgebrochene Gräber und Einbrüche in Leichenhallen?

War die Höllenkutsche vielleicht unterwegs nach London?

Der Gedanke kam mir ganz plötzlich, und ich stellte dem Höllengraf die diesbezügliche Frage.

»Das kann ich dir nicht sagen. Ich weiß nur, daß der Kutscher sammeln muß. Deshalb nennt man ihn auch den Dämonensammler.«

»Wo kommt er her?« wollte ich wissen.

»Asmodina hat ihn geschickt. Er ist einer ihrer Getreuen.«

»Ein Dämon?«

»Natürlich.«

Die Frage war an sich dumm, denn ich hatte den geheimnisvollen Kutscher selbst gesehen, aber ich wollte Gewißheit haben.

Für mich gab es in diesem Turm nichts mehr zu tun. Und um diese lebende Mumie konnte ich mich auch nicht kümmern. Der Höllengraf hatte das Schicksal herausgefordert und war bestraft worden.

»Ich weiß, was du denkst, John Sinclair«, sagte er mir. »Aber du kannst gehen. Ich brauche dich hier nicht mehr. Ich muß allein fertig werden.«

Das war mir klar.

Schweigend machte ich kehrt und schritt die Treppe hinab. Dabei

ahnte ich nicht, welch ein Drama sich inzwischen innerhalb des Hauptflügels abspielte…

***

Grimes hielt alle Trümpfe fest in der Hand. Und diese hießen Shao. Suko war klar, daß der Ghoul bei einer falschen Bewegung sofort zustoßen würde, und deshalb spreizte er die Arme vom Körper.

Grimes lachte. Er sah aus wie immer. Seine fette Figur hatte er in den schwarzen Anzug geklemmt, der Halsspeck waberte über den grauweißen Stehkragen. Von seinen feuchten Lippen tropfte der Schleim, überhaupt schien alles an seinem Körper in Bewegung zu sein.

Grimes bot ein Bild des Ekels. »Laß die Peitsche fallen!« befahl er Suko.

Der Chinese zögerte. Wenn er das tat, dann beraubte er sich seiner besten Waffe. Aber blieb ihm eine Wahl? Kaum, denn der Ghoul hatte Shao.

Also tat er, was Grimes verlangte.

Der Ghoul lachte. Dabei geriet sein Körper wieder in wabbelnde Bewegungen. »So ist es richtig, denn nur so will ich dich haben, du mieser Chinese.«

Der Kutscher schritt an Suko vorbei und baute sich neben dem Ghoul auf.

»Töten wir ihn?« fragte er.

»Ja«, erwiderte Grimes. »Nur muß ich auf das Mädchen achtgeben. Übernimm du das.«

»Gut.« Der Dämonensammler nickte. Unter, dem Zylinder schimmerte sein bleicher Schädel, die skelettierten Finger hatte er zu Fäusten geballt. Jetzt öffnete er sie und hob die rechte Hand.

Suko wartete ab.

In seinem Innern tobte eine wahre Hölle, doch äußerlich ließ er sich nichts anmerken. Er dachte daran, was dieser Grimes mit Shao anstellen würde, wenn sie erst einmal tot war. Zorn und Wut überschwemmten ihn wie eine dunkelrote Woge, aber da war das Messer, das Grimes in der Hand hielt.

Sein bestes Argument!

Suko konnte nichts tun.

Der Kutscher hob die rechte Hand. Die skelettierten Finger griffen unter die dunkle Jacke und holten einen kleinen, runden, gläsernen Gegenstand hervor.

Ein Monokel!

Der Kutscher hob es an und setzte es sich vor das Auge. Dann fixierte er Suko, in dem er das noch freie Auge kurzerhand schloß.

Und plötzlich geschah es!

Das sonst durchsichtige Glas nahm eine grüne Färbung an, wurde trübe und verwaschen, um im nächsten Augenblick zu einem gleißenden Lichtkranz zu explodieren. Ein breiter grüner Strahl schoß aus dem Monokel hervor und war auf Suko gerichtet, doch der Chinese ahnte die Gefahr.

Mit einer unwahrscheinlich schnellen Reaktion brachte er sich aus der Gefahrenzone. Er hechtete nach links, riß noch im Fallen seine Pistole hervor, da er sah, daß sich Grimes mit Shao schon zurückzog.

Suko schoß.

Er zielte – oder glaubte wenigstens, mitten in dieses grüne Licht hineinzuzielen, doch die Kugel fuhr über den Kopf des Dämonensammlers hinweg.

Ein zweites Geschoß hieb in den Türrahmen, dann war der Kutscher verschwunden.

Er schlug aber noch die Tür zu, so daß Suko einige Sekunden verlor, weil er sie erst wieder aufziehen mußte.

Ihm war nichts passiert, der grüne Strahl war an ihm vorbeigeschossen.

Nun aber ging es um Shao!

Sie war mit Grimes und dem Kutscher verschwunden. Suko ahnte, was sie mit ihr vorhatten, und die Angst um seine Freundin beflügelte seine Schritte.

Der Chinese sprintete über den Gang der Leichenhalle, erreichte auch die Außentür und sah die pechschwarze Kutsche vor der Halle stehen.

Der Dämonensammler saß bereits auf dem Bock.

Suko hörte die Schreie.

Das war Shao!

Sie befand sich mit Grimes, dem Ghoul, im Innern der Kutsche.

Suko drehte fast durch. Er warf sich auf den Schlag des Höllengefährts zu und wollte ihn aufreißen. In dem Augenblick beugte sich der Kutscher zur Seite und knallte mit der Peitsche. Er ließ sie jedoch nicht auf den Rücken der Pferde sausen, sondern zielte damit auf Suko.

Mein Partner stoppte im letzten Augenblick. Die Peitschenschnur fuhr dicht vor seinen Füßen in den Boden und blitzte grell auf. Wo sie die Erde getroffen hatte, war der Boden verkohlt.

Suko schleuderte seinen Körper herum. Er mußte den Schlag aufreißen, seine Hand knallte auch gegen die Außenwand der Kutsche, doch mit einem Schrei fuhr er zurück.

Er hatte das Gefühl, sich nicht verbrannt zu haben.

Für den Bruchteil einer Sekunde konnte er in das Innere des Gefährts schauen und sah das grausam verzerrte Gesicht des Ghouls. Aber auch Shaos angsterfüllte Augen fielen ihm auf, dann jagte der Kutscher den Pferden die Zügel um die Ohren, und ab ging es.

Aus dem Stand erreichte die Kutsche eine wahnsinnige Geschwindigkeit, jagte auf das Tor zu, hindurch und verschwand mit einem schrillen Pfeifton.

Sie löste sich buchstäblich in Luft auf und wurde nie mehr gesehen.

Zurück blieb Suko.

Ein fast gebrochener Mensch, denn zum zweitenmal war ihm Shao entrissen worden.

Automatisch glitten Sukos Gedanken zurück in die Vergangenheit. Er wurde wieder an den Horrorfilm erinnert, den er zusammen mit Shao und mir besucht hatte.

Im Kino des Schreckens war Shao ebenfalls in eine andere Dimension verschleppt worden.[4]

Hier und heute gab es Parallelen.

Der beißende Schmerz in seiner Hand erinnerte den Chinesen wieder an die Realität.

Er schaute sich die Innenfläche an.

Sie war krebsrot und brannte, als hätte er sie in glühendes Eisen gehalten.

Einsam und verloren stand Suko vor der Leichenhalle auf dem eisigkalten Friedhof. Er spürte die Kälte nicht, die die Natur ringsherum zum Erstarren gebracht hatte.

Irgendwann drehte Suko sich um und schritt zurück in das Leichenhaus. Seine Schritte hallten von den kahlen Wänden wider, als er sich dem kleinen Büro des Wächters näherte. Dort hatte der Horror seinen Anfang genommen.

Wie vom Blitz getroffen, blieb Suko auf der Türschwelle stehen. Ken Willard lag auf seinem Stuhl.

Tot!

Sein Gesicht, sein ganzer Körper war wie mit einem grünen Schein übergossen. Als Suko näher heranging, da sah er, daß die Haut bereits abblätterte.

Das Schicksal, das ihm zugedacht war, hatte den unschuldigen Ken Willard getroffen…

***

Bill spürte den mörderischen Ruck an seinem Hals und tat das einzig Richtige. Er schleuderte seine Beretta weit hinter sich in den großen Raum hinein, damit er beide Hände frei hatte.

Der Reporter packte die Eisenkette.

Doch die weiblichen Zombies wollten ihm keine Chance lassen. Sie verdoppelten ihre Anstrengungen.

Bill Conolly wurde die Luft knapp. Er spürte, daß er nicht mehr durchatmen konnte, und das Gefühl der Panik schoß in ihm hoch.

Seine Hände umkrampften die Kettenglieder, sie zogen und zerrten,

übten einen gewaltigen Gegendruck aus, doch die Untoten besaßen übernatürlich Kräfte.

Die Augen traten Bill Conolly aus den Höhlen, pelzig hing seine Zunge aus dem Mund, immer wieder schnappte er nach Luft, doch es drang nichts durch.

Der Atem stockte.

Der Burghof verschwamm vor seinen Augen. Mehr im Unterbewußtsein bekam er mit, wie das Frankenstein-Monster Dean Flint losließ und sich mit steifen Bewegungen umdrehte.

Es schritt auf das Fenster zu…

Bill Conolly keuchte und röchelte. Wenn das Monster ihn erreichte, dann war alles verloren.

Noch einmal riß er sich zusammen. Er dachte dabei an Sheila, seine Frau, und Johnny, seinen kleinen Sohn, und das alles gab ihm die Kraft zu einer letzten Reaktion.

So hart und wuchtig er konnte, riß er an den Ketten.

Diesmal wurden die beiden weiblichen Zombies überrascht. Mit dem letzten, verzweifelten Ruck hatten sie nicht gerechnet. Sie verloren das Übergewicht und kippten aus dem Fenster.

Dicht vor Bill Conollys Gesicht sausten die beiden Körper herab. Dumpf prallten sie auf den knochenhart gefrorenen Boden.

Sie waren nicht erledigt. Zombies konnte man auf diese Art und Weise nicht ausschalten, und sie reagierten genau wie vorauszusehen war.

Sie standen auf.

Dabei gerieten sie dem Frankenstein-Verschnitt in den Weg. Mit tappsigen Bewegungen schob das Monster sie zu Seite. So hart, daß sie abermals zu Boden fielen.

Bill aber schnappte verzweifelt nach Luft. Noch immer drehte sich alles vor seinen Augen, und der eiskalte Hauch stach in seine Lungen.

Bill Conolly konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten. Er fiel zurück und knallte zu Boden.

Ein gellender Schrei riß ihn wieder hoch.

Der Reporter wälzte sich herum.

Was er sah, ließ das Blut in seinen Adern gefrieren!

***

Ich stand wieder vor dem Loch in der Treppe. Rechts und links befanden sich die beiden Schießscharten in der Turmmauer. Der Wind orgelte hindurch und traf als eiskalter Hauch mein erhitztes Gesicht.

Ich stellte mich so, daß ich schräg durch den Spalt und auch hinunter in die Tiefe schauen konnte.

Der Wind biß mir in die Augen. Sie begannen leicht zu tränen, aber ich trat trotzdem nicht von meinem Beobachtungsposten zurück, denn

ich hatte dort unten auf dem Burghof etwas gesehen, was mich elektrisierte.

Das Mondlicht fiel in einer breiten Bahn hinunter auf den Vorplatz des Schlosses. An den Wänden hängendes Eis brach glitzernd die kalten Strahlen.

Ich sah die Personen auf dem Hof.

Einen erkannte ich deutlich.

Dean Flint!

Und den zweiten glaubte ich auch schon gesehen zu haben. Und zwar bei diesen Monstern.

Es war der Frankenstein-Verschnitt.

Er kämpfte gegen Flint.

Flint verlor.

Genau konnte ich es nicht erkennen, aber ich glaubte, Zeuge eines Mordes zu sein.

Und ich konnte nichts tun!

Ich war hier oben im Turm hilflos wie ein Gefangener, auch ein Schuß richtete da nichts aus.

Wenn dieses Frankenstein-Monster sich auf dem Burghof befand, dann waren die anderen sicherlich auch in der Nähe.

Dieses Wissen trieb mich an. Keine Sekunde länger blieb ich stehen. Ein gewaltiger Sprung brachte mich über den gähnenden Abgrund. Und dann hielt mich nichts mehr…

***

Der Vampir war die Treppe heruntergeschlichen. Lautlos bewegte er sich, schien über den dicken Teppich zu gleiten und näherte sich immer mehr dem ahnungslosen Harry Salem.

Er war nur noch einen Schritt von ihm entfernt. Die Arme hielt er weiterhin ausgestreckt, die Hände zu Krallen gekrümmt.

Bill lag am Boden. Er wollte Harry warnen, doch er bekam keinen Laut aus seiner Kehle.

Die Nachwirkungen der würgenden Kette machten sich zu stark bemerkbar.

Aber er sah seine Waffe. Bill hatte sie zwar hinter sich geschleudert, doch zum Glück war sie nicht so weit gefallen. Er brauchte sich nur zur Seite zu drehen, um an die Beretta zu kommen.

Bill rollte sich nach rechts.

Da spürte er den kühlen Griff. Er bog die Finger nach innen und umklammerte die Waffe.

Im gleichen Augenblick griff der Vampir zu.

Er packte Harrys Kopf und riß ihn herum.

In diesem Augenblick erst kam Salem richtig zu Bewußtsein, in welcher Gefahr er schwebte. Sein Mund öffnete sich, und ein gellender

Schrei entrang seiner Kehle.
Er wirkte auf Bill Conolly wie ein Startzeichen.
Auf einmal war diese verfluchte Lähmung verschwunden. Bill brüllte Harry eine Warnung zu, und Salem reagierte instinktiv richtig.
Er warf sich ruckartig nach vorn.
Durch diese Bewegung rutschte er aus dem klammernden Griff des Vampirs.
Der Blutsauger sah sich um sein Opfer betrogen. Er brüllte wütend auf und wollte nachgreifen.
Da feuerte Bill Conolly.
Er hatte sich halb aufgerichtet, um in eine bessere Schußposition zu gelangen.
Die geweihte Silberkugel raste aus dem Lauf und hieb in die Brust des Blutsaugers.
Der Vampir war genau dort getroffen worden, wo bei einem Menschen das Herz sitzt.
Ein Todesschuß!
Der Untote kippte zurück. Er riß noch einmal die Arme hoch, wollte sich irgendwo festklammern, doch da war nichts, was ihn hielt. Schwer schlug er zu Boden.
Der Tisch verdeckte ihn, deshalb konnte Bill Conolly ihn nicht sehen, als er sich erhob.
Harry Salem war ebenfalls aufgestanden. Er zitterte am gesamten Körper und war schweißnaß. Wie in Zeitlupe drehte er den Kopf und schaute auf den erledigten Vampir.
Auch Bill Conolly ging einige Schritte vor. Jetzt sah auch er den Vampir.
Der Untote löste sich auf.
Er trocknete von innen aus. Das geweihte Silber zerstörte ihn, und die Haut wurde brüchig. Dann rieselte sie wie Schnee zur Erde.
Harry wankte zurück. Er hatte so etwas noch nie gesehen. Deshalb war der Schock doppelt groß.
»Wie… wie ist das möglich?« ächzte er und schaute Bill aus großen Augen an.
Der Reporter hob die Schultern. »Er war ein Vampir und gehorchte den Gesetzen der Hölle.« Mehr sagte er nicht.
Harry Salem ließ sich wieder fallen. Als er auf dem Stuhl saß, fragte er: »Was ist mit Dean Flint?«
»Tot!«
»Nein!« keuchte Harry.
»Doch«, erwiderte Bill. »Es tut mir leid, aber er hatte es sich selbst zuzuschreiben. Er hätte auf mich hören sollen.«
»Ja, wirklich.« Harry schluckte. Er hob den Kopf. »Und jetzt?« flüsterte er.

»Wir werden sehen«, erwiderte Bill und zuckte zusammen, als das Frankenstein-Monster am Fenster auftauchte.

Er hob die Waffe, wollte feuern, doch der Unheimliche verschwand.

»Sie lassen uns nicht raus«, sagte Harry. »Sie wollen uns hier behalten. Was sollen wir tun?«

»Auf John Sinclair warten.«

»Falls ihm nichts passiert ist und er noch lebt«, sagte Harry mit müder Stimme. »Manchmal glaube ich selbst nicht mehr daran. Es ist alles so schlimm.«

Bill lächelte. »So lange wir noch leben, sollten wir den Mut nicht aufgeben«, erwiderte er.

»Das sagen Sie so.«

Im gleichen Augenblick betrat ich den Saal.

***

Zwei Schritte hinter der Tür blieb ich stehen. Blitzschnell sah ich mich um, entdeckte die Asche auf dem Boden und wußte, daß wir einen Gegner weniger hatten.

»Alles okay?« fragte ich und steckte meine Beretta weg.

Bill nickte.

Ich deutete auf die Asche. »Was ist mit ihm? Wer war es?«

»Der Vampir.«

Ich schaute Bill Conolly an. »Dann hast du ihn erledigt?«

»Ja. Ich mußte es, denn er griff Harry Salem an.«

Ich nickte. »Und was ist mit Dean Flint?«

»Er ist…«

Bill brauchte gar nicht weiterzusprechen, denn ich wußte auch so Bescheid. »Er ist tot, nicht wahr?«

»Ja, dieses Frankenstein-Monster.«

»Ist es noch draußen?«

Bill nickte.

Da fielen mir die Striemen an seinem Hals auf. »Was hat man denn mit dir gemacht?«

Der Reporter berichtete.

Ich pfiff durch die Zähne. »Da hast du ja verdammtes Schwein gehabt. Wenn ich das geahnt hätte…«

Ich ging zum Fenster. Bill hatte davon gesprochen, und ich hatte es auch gesehen, daß sich die Monster auf dem Burghof aufhielten.

Gleichzeitig mit meinem Kopf streckte ich auch den rechten Arm mit der Beretta nach draußen.

Der Burghof war leer.

Kein Monster mehr zu sehen.

Nur der tote Flint lag dort.

Die Schwarze Magie, Asmodinas Magie, hatte uns wieder einmal

einen bösen Streich gespielt. Ich wußte, daß es eine Zermürbungstaktik war. Und diese Taktik zerrte an unseren Nerven.

Sie wollte uns fertigmachen, in dem sie Monster aus dem Nichts entstehen und ebenso wieder verschwinden ließ. So etwas machte Asmodina, die Teuflische.

Ich berichtete Bill, was ich von dem Höllengrafen erfahren hatte.

Der Reporter stöhnte auf. »Himmel, da ist ja schrecklich«, flüsterte er.

Ich widersprach ihm nicht.

»Und jetzt?« fragte Bill. »Sollen wir diese gastliche Stätte verlassen?«

Ich deutete auf Harry Salem. »Es kommt auf ihn an. Wer weiß, ob er in der Lage ist…«

»Natürlich. Bis zum Wagen schaffe ich es immer noch«, erwiderte er optimistisch.

»Es kann durchaus sein, daß draußen abermals die Monster erscheinen«, gab ich zu bedenken.

»Trotzdem, wir müssen es versuchen«, sagte auch Bill.

Und Harry Salem gab ebenfalls seine Zustimmung.

Bill warf ihm die Jacke zu. »Ziehen Sie die über, es ist draußen kalt.«

Ich half Harry in das Kleidungsstück.

Dann griff ich unter mein Hemd, holte das Kreuz hervor und ließ es offen vor meiner Brust hängen.

»Was ist das?« fragte Harry.

»Eine gute Waffe.«

Wir gingen. Ich übernahm die Führung, dann kam Harry Salem, und Bill machte den Schluß. Wir hatten den jungen Mann bewußt in die Mitte genommen, so deckten wir ihn ab.

Bill hatte noch eine Idee. »Moment mal«, sagte er und lief zu dem von dem Vampir übriggebliebenen Aschehaufen. »Der Schlüssel wird sicherlich nicht verfallen sein. So brauchen wir wenigstens nicht durch Fenster zu steigen.«

Der Schlüssel lag tatsächlich noch dort.

Bill Conolly hob ihn auf und warf ihn mir zu.

Ich schloß die Tür auf.

Der Wind hatte aufgefrischt und fuhr uns als eisige Bö in die Gesichter.

Ich stellte den Mantelkragen hoch, blieb für einen Moment vor der Tür stehen und ließ meine Blicke über den verlassenen Burghof gleiten.

Der Platz lag im kalten Mondlicht. An einigen Stellen glitzerte Eis, als hätte jemand zahlreiche Diamanten verstreut.

Langsam ging ich die Stufen hinunter. Meine Waffe hatte ich wieder gezogen. Schußbereit lag sie in der rechten Hand. Und auch Bill hielt die Beretta umklammert.

Er ging etwas schräg hinter Harry und deckte seinen Rücken.

Schweigend schritten wir über den Burghof. Nur unsere knirschenden Tritte waren zu hören, ansonsten herrschte eine tiefe Stille. Über uns spannte sich ein klarer Frosthimmel. Die Szene glitzerten in einer wahren Pracht.

Da geschah es.

Wir sahen bereits den Bentley und freuten uns schon, den Burghof verlassen zu können, als sich plötzlich das Tor bewegte.

Ich sah es zuerst.

Ohne eine Erklärung abzugeben, spurtete ich los.

Zu spät.

Um eine verdammte Sekunde zu spät. Ich prallte zwar noch dagegen, aber da war das Tor bereits geschlossen.

Keuchend blieb ich stehen und schaute mich nach Bill Conolly um. Er kam langsamer näher.

Wütend hob ich die Schultern. »Hilft alles nichts, wir müssen über die Mauer klettern.«

»Wenn sie uns lassen«, sagte Bill Conolly.

»Es kommt auf den Versuch an.« Ich sah mir das Mauerwerk an. Dicke Quader waren nahezu fugenlos zusammengefügt, und doch gab es genügend Spalten und Risse, in denen meine Füße und Hände Halt finden konnten.

»Machst du den Anfang?« fragte Bill Conolly.

»Ja.«

Der Reporter gab mir noch Schützenhilfe, hob mich an, so daß ich die ersten Yards gut hochkam. Dann wurde es schwierig. Da sich in manchen Spalten Eis gesammelt hatte, war es kaum möglich, Halt zu finden. Zu oft rutschte ich ab.

Ich biß mir vor Wut die Lippen blutig. Es half nichts, ich mußte aufgeben.

Mit einem Satz sprang ich wieder nach unten.

»Shit!« Bill sprach das aus, was ich dachte. »Hast du eine Idee, John?«

»Sicher. Nicht verzagen, Sinclair fragen. So lautet mein Werbespruch. Wir holen uns einen Tisch aus dem Schloß und auch ein paar Stühle. Damit müßte es klappen.«

»Laß das nur nicht die Unfallverhütung sehen«, erwiderte der Reporter.

Rasch liefen wir zurück in die Burg. Bill schnappte sich zwei Stühle und lief schon nach draußen, während Harry Salem und ich uns den Tisch packten und ihn herumwuchteten.

Da hörte ich Bills Schrei.

»John!«

Ich rannte nach draußen. Harry blieb hinter mir zurück.

Der Reporter stand schon auf dem Schloßhof, während ich auf der

obersten Treppenstufe stoppte.

Ich traute meinen Augen nicht, und auch Bill schüttelte den Kopf. Mitten auf dem Schloßhof stand die Höllenkutsche!

***

»Das gibt es doch nicht.« Die Worte rutschten mir heraus. »Wie ist die hierhergekommen? Ich habe nichts gehört.«

»Sie war plötzlich da«, erwiderte Bill Conolly. »Aus dem Nichts materialisierte sie sich.«

Ich schaute mir die Kutsche an. Auf dem Bock saß der Mann, den wir schon einmal gesehen hatten. Nach wie vor trug er seinen steifen Hut, unter dem der Totenschädel schimmerte. Unbeweglich hockte er da und sagte kein Wort.

Auch wir sprachen nicht. Ich wollte erst abwarten, wie sich die Dinge entwickelten.

Und sie entwickelten sich.

Die Tür wurde geöffnet.

Langsam, Spalt für Spalt. Eine Hand erschien, dann ein Arm. Ich besah mir die Hand. Sie steckte in einem Handschuh, der eine grauweiße Farbe hatte.

Irgendwo waren mir diese Handschuhe schon einmal untergekommen. Ich kam nur im Augenblick nicht darauf.

Ein Teil der Schulter folgte, dann der Kopf mit dem steifen Bowler darauf.

Grimes, der Ghoul!

Jetzt wußte ich, wo ich die Handschuhe schon gesehen hatte. Grimes trug sie des öfteren.

Blitzschnell zog ich meine Beretta.

»Halt!« brüllte Grimes. »Wenn du schießt, dann stirbt sie.«

Einen Atemzug später wußte ich, wen er damit meinte. Denn mit der anderen Hand zog er die bewußtlose Shao aus der Kutsche, und er hielt sie so umschlungen, daß er noch ein Messer zusätzlich halten konnte, dessen Spitze auf die Kehle der Chinesin zielte.

»Willst du immer noch schießen?« lachte er.

»Nein!«

»Gut.« Der Ghoul freute sich wie ein kleines Kind. Endlich hatte er mich an einer empfindlichen Stelle getroffen. »Sicherlich willst du sie lebend zurückhaben – oder?«

»Welch eine Frage!«

»Okay, Sinclair, du kannst sie haben. Aber nur unter einer Bedingung.«

»Und die wäre?«

»Du wirst mich an ihrer Stelle begleiten.«

So etwas hatte ich mir gedacht. »Darf ich fragen, wohin?«

»Natürlich. Zu Asmodinas Leichenhaus!«

ENDE des ersten Teils

[1]Siehe John Sinclair Nr. 58 »Horror-Disco«, John Sinclair Nr. 74 »Die Geister-Braut«
[2]Siehe John Sinclair Nr. 87 »Schrei, wenn dich die Schatten fressen!«
[3]Siehe Gespenster Krimi Nr. 113 »Doktor Tods Höllenfahrt«
[4]Siehe John Sinclair Nr. 61 »Kino des Schreckens«